

Freundes-Kla...

Baron Alfred
Tennyson
Tennyson, ...

2348745.50

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



THE GIFT OF

Harold Tredway White

Class of 1897

OF NEW YORK

Freundes-Klage.

Nach

Alfred Tennyson's IN MEMORIAM,

frei übertragen

von

Robert Waldmüller-Duboc.

Hamburg,

Verlag von Hermann Grüning.

1870.

23437.45.50
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

H

Im Jahre 1833 starb der Sohn des englischen Geschichtsschreibers Hallam, Arthur Hallam, ein Studiengenosse Alfred Tennyson's.

Daß beide Jünglinge in enger Freundschaft zusammengehalten hatten, war den ihnen Nahestehenden kein Geheimniß gewesen. In weiteren Kreisen aber hatte der Eine wie der Andere damals noch kein Interesse erregt; diese Jugendfreundschaft und ihr trüber Ausgang waren daher unbeachtet vorüber gegangen, und als zehn Jahre später Tennyson's Talent endlich zu allgemeiner Anerkennung gelangte, wußten die Wenigsten sich über den eigenartigen Ernst und die spröde Höheit selbst der jugendlichsten Versuche dieses Dichters klare Rechenschaft zu geben.

Mit seinem Ruhm wuchs dann gar bald die Theilnahme, wuchs auch die Neugier.

Man spähte, man forschte, man fragte nach den augenscheinlich in frühen Jahren über ihn verhängt gewesenen Schicksalsschlägen.

Da keine Antwort erfolgte, suchte man zwischen den Zeilen seiner Gedichte nach dem Schlüssel für das Rätsel seiner Entwicklung. Hatte er etwa wie Dante eine Neigung zu Grabe getragen? Hatte er sich wie Petrarca in fruchtlosem Sehnen verzehrt? Nur wenige seiner Gedichte ließen sich in solchen Richtungen auslegen. Das düster herbe:

„Komm nicht, wenn ich nun todt,
Und nehe nicht mein Grab mit eitlen Bähren“
gab eine Zeit lang viel zu denken und zu deuten, aber es gemahnte so stark an das durch Beethoven's Composition weithin bekannt gewordene Lied Carpani's

„in questa tomba oscura,“
daß man kaum zu bestimmen vermochte, ob Tennyson's Gedicht nicht eine freie Uebertragung jenes Liedes sei. Von zweifelloserer Originalität

war Tennyson's „Liebe und Pflicht,” dessen Anfangszeilen lauten:

„Was ist die Frucht von Liebe, die hienieden
Ihr Ziel verfehlt?”

Aber wohin auch immer diese und andere seiner Gedichte zu deuten schienen, nirgend ließ sich über bloße Vermuthungen hinaus gelangen; eine deutlich verfolgbare Spur in die Nachtseiten seiner Vergangenheit war nicht zu ermitteln.

So glaubte man denn endlich das Feuer der Trübsal, durch welches diese geheimnißvolle Natur unzweifelhaft gegangen war, auf die schlimme und langwierige Zeit seiner Mißerfolge zurückführen zu müssen.

Und bei dieser Annahme, welche auch durch sein Gedicht „die beiden Stimmen“ und durch dessen lebensmüde Düsterheit unterstützt schien, fasste man nach und nach Veruhigung.

In Wahrheit hatte aber, neben dieser schweren Prüfungszeit und möglicherweise neben Heimsuchungen, für deren Würdigung die Anhaltspunkte fehlen, jener Todesfall die nachhaltigste Wirkung

auf das Gemüth des jungen Dichters geübt. Denn Arthur Hallam war nicht nur sein Freund, er war sein Ideal gewesen, sein Vorbild an Männlichkeit, Sittenreinheit und Geistesklarheit, und, wie um seinen Tod für den Ueberlebenden zu einem geradezu vernichtenden Verhängniß zu machen, hatte sich's damals gefügt, daß mit dem Verlust dieses seines besten Halts auch noch das Scheitern seiner dichterischen Hoffnungen zusammen fallen sollte: die kurz zuvor von Tennyson herausgegebenen zwei Sammlungen seiner Poesien waren eben um jene Zeit von der Kritik zurückgewiesen worden.

Aus diesem Jahre der größten Seelenqualen — dem 23. seines Lebens — und aus den dunklen Jahren, welche folgten, stammen die 130 Gedichte, durch deren Herausgabe Tennyson nach 16 Jahren scheuen Ablehnens endlich im Jahre 1849 die Schleier seines Innern lüftete.

Unzählige englische Herzen haben sich damals von den Trauer-Alkorden Tennyson's wie von einem eignen unersetzblichen Verluste erschüttert

und ergriffen gefühlt. Unzähligen englischen Herzen sind diese Klagesieder seitdem in Stunden wortlosen Schmerzes zum beredten, trostbringenden Freunde geworden.

Aus dieser Sammlung, deren Titel einer Grab-
schrift gleicht:

IN MEMORIAM
A. H. H.
Obiit MDCCXXXIII

suche ich eine Auswahl des Besten und Allgemein-verständlichsten in den folgenden Nummern auf deutschen Boden zu verpflanzen.

Ich habe dabei zu unterscheiden gehabt nicht nur zwischen Beziehungen vorwiegend lokaler Natur und solchen, die einen weiteren Gesichtskreis umfassen; nicht nur zwischen philosophischen Grübeleien jugendlicher Art und solchen, welche dem Mannesalter des Dichters noch wohl anstehen würden; sondern auch zwischen Ausflüssen eines frankhaft überreizten Gemüths und geweihteren, erlösenderen Gefühlsausbrüchen. Für das

vollständige Begreifen des Dichters und der von ihm bestandenen Kämpfe sind sowohl jene lokalen Bezüge von Interesse, wie auch jene pathologische Seite, und nicht minder gilt dies von den philosophischen Problemen, an denen sich der junge Grübler abmühte; Tennyson hat gewiß recht, sie nicht bei der Herausgabe des Werks zu unterdrücken. Für die rein künstlerische Wirkung der Sammlung hingegen, insoweit ein dem Dichter ferner stehender Kreis in Betracht kommt, haben sie wesentlich Erschwerendes, und es wurde hier daher aus jenen Gebieten nur so vieles aufgenommen, als für die treue Wiedergabe des ganzen, die Sammlung beherrschenden Tons wünschenswerth erschien.

Dass damit zugleich der Versuch einer wörtlichen Uebersetzung ausgeschlossen wurde, ergiebt sich von selbst, denn wenn doch einmal nur eine Auswahl geboten werden durfte, so müßte dieselbe auch, um ihrem Zweck zu entsprechen, und um nicht durch das Fehlende zuweilen unverständlich zu werden, nach allen Seiten eine unbehinderte sein.

Sei hier denn nur noch ergänzend bemerkt, daß Arthur Hallam mit einer Schwester des Dichters verlobt war, jene trauernde Braut, auf welche das Gedicht Nr. II hindeutet; daß ferner der einer jüngern Schwester gewidmete Hochzeitsgesang Nr. XXXXVII die Sammlung mit dem Jahre 1842 abschließt, so daß die lyrischen Nachwehen jenes Todesfalls im Ganzen etwa ein Jahrzehnt umfassen. Auch der Brüder des Dichters gedenken zwei (hier weggelassene) Nummern der Sammlung, wenn freilich nur um flagend nachzuweisen, daß selbst die liebsten Brüder nimmer einen Freund zu ersetzen im Stande sind. Mit Letztem verlebte Tennyson, wie aus der Sammlung weiter hervorgeht, vier Jahre in Cambridge, bereiste auch einen Theil Frankreichs mit ihm und nicht minder die Rheinufer,

„— jene schönen Hügel, wo ich einst
Mit ihm vorbeigesegelt“

Auch sah er ihn in den Ferien häufig als Gast im wohlbestellten väterlichen Pfarrhause, das wir uns nach der Ode „an die Erinnerung“ zw-

schen vier Pappeln und sieben Rüstern liegend zu denken haben „unweit grauer waldgesäumter Hügel; dazu einen Bach und wollige Schafsheerden in den Wiesenhangen der rauhen, waldigen Höhen.“

Seinen Tod fand der Freund in Wien,
 „Wien, das ich nimmer sah und nimmer
 Auch sehen werde,“

und ein großer Theil der Gedichte ist den wehmüthigen Empfindungen entsprungen, mit welchen der Dichter und die Seinen den theuren Ueberresten entgegen harrten, als diese über Triest in die Heimath verschifft worden waren.



IN MEMORIAM.

I.

Du dunkles Haus in öder Gasse,
Vor dem so oft ich zitternd stand,
Im Vorgefühle, daß die Hand
Des theuren Freundes meine fasse!

Vom schlummerlosen Pfühl schon wieder
Zog mich's zu dir; noch dämmert's kaum,
Und vor dem, ach, verwaisten Raum
Schleich' wie ein Dieb ich auf und nieder.

Nun hebt der Regen an, es weichen
Die Schatten, laut wird's nach und nach,
Und leer gespenstisch kommt der Tag
Nüchtern heraus, mich heimzuscheuchen.

II.

O sanftes Täubchen, armes Kind,
 Das des Geliebten harrt! da steht sie,
 Damit ihr Haar sie zierlich wind',
 Und ob sie nun wohl schön sei, späht sie.

Denn einen Gast erwartet heut'
 Ihr Vater; laut rumort's im Schlothe;
 „Ob“ jünkt sie „eine Ros' ihn freut?
 Und welche wohl? ob eine rothe?“

Sie schmückt sich, wie sie's nur vermag,
 Und kehrt erröthend sich vom Spiegel,
 Und blickt verschämt doch wieder nach,
 Ob sie nicht Schöneres noch erkügel'!

Und in demselben Augenblick,
 Indem sie lächelnd noch sich wendet,
 Creist den Fernen sein Geschick, —
 Ein Sturz — und Alles ist beendet.

O über sie und mich! Allein
 Vertrauen muß sie nun ihr Leben;
 Ich aber werde freundlos sein,
 Des besten Halt's beraubt mein Streben.

III

Sei nahe mir, wenn müd' und matt
 Mein Blut, wenn überreizt mein Geist,
 Wenn siech mein Herz, und wenn das Rad
 Des Lebens träg' und träger kreist.

Sei nah', wenn mir ein Narr die Zeit
 Ein Furienweib das Leben dünkt;
 Der Eine, wie er Staub verstreut,
 Das Andre, wie es Feuer schlingt.

Sei nahe, wenn die Menschheit mir
 Wie ein Insekt, das summt und zirpt,
 Erscheint, auch sie ein hülfslos Thier,
 Das kommt und geht, das lebt und stirbt.

IV.

Du, deren Aug' von Thränen quillt,
 Wenn Bienlein am Ertrinken sind,
 Du sagst, die sonst du doch so mild,
 Der Zweifel sei des Teufels Kind!

Der Freund, der jetzt von uns getrennt,
 War auch den Zweifeln zugewandt,
 Hatt' auch ein schrillend' Instrument,
 Und erst gestimmt hat's seine Hand.

Er ruhte nicht, bis daß besiegt
 Der Misston klären sich gemußt.
 O glaube mir: im Zweifel liegt
 Mehr Glaube als im Dogmenwust.

Er zweifelte, und sein Verstand
 War's, der um Wahrheit rang und warb,
 Bis er in sich den Glauben fand,
 In dem er lebte nun und starb.

Und mit ihm in des Zweifels Nacht
 War Er, der nicht den Tag allein,
 Der auch die Dunkelheit gemacht,
 Gleichwie des Zwielichts halben Schein.

Der im Gewölk des Sinai,
 Umschmettert vom Posaunenruf,
 Zugegen war — nicht hörten sie —
 Als Israel sich Gözen schuf.

V.

Berwirre nicht den frommen Glauben,
 Der an den Formen kindlich hängt,
 Und den in seinen Friedenslauben
 Der enge Aussblick nicht beengt.

Wenn deine Schwester betet, störe
 Nicht ihr Gebet, ob deines gleich
 Ein anderes gewesen wäre;
 Ihr's macht sie glücklich, macht sie reich.

Gönn' das Geländer ihr, das breite,
 Im Sturm erprobte, ihres Stegs,
 So wird sie nicht des Schwindels Beute,
 Du aber acht' des eignen Wegs.

VI.

Wenn Einer an dem Gartenthor
 Der Liebsten schellt — er wähnt sie drinnen —
 Und plötzlich klingt es in sein Ohr:
 Sie ist verreist, ist weit von hinnen; —

Wie wird's ihm sein? Was magisch ihn
 Umstrickt, umspinnen hielt noch eben,
 Was ihm ein blühend Eden schien, —
 Grau deut' s ihm jetzt und ohne Leben.

Nicht anders geht es mir; was jüngst
 Mir lieb war — Garten, Straße, Zimmer,
 Sie dünken, seit du von mir gingst,
 Mir ohne allen Reiz und Schimmer.

Doch wie halb welf und ungepflegt,
 Vom Wind zerzaust und sonnerblindet,
 Ein Blümchen wohl, das sie gehegt,
 Er in dem öden Garten findet;

So blickt ein Blümchen, das den Freund
Einst freute — Poesie, verwaiste,
Mich an, seit ich ihm nachgeweint,
Dem, ach, dahin geschwundnen Geiste.

Und auf sein Grab verpflanz' ich's jetzt;
Da mag es neu die Blätter färben
Und neu erblühen thaubeneckt,
Oder, wenn's denn nicht sein soll, sterben.

VII.

O Gram, du grausamer Gefährte,
O Priester du im Todtenreich,
Was war es, was ich, süß zugleich
Und bitter, ach, dich raunen hörte?

„Die Sterne kreisen und die Sonnen
Ziellos und zwecklos; die Natur
Ist ein Phantom nur; den Azur
Hält einer Spinne Netz umspannen.

Kein Kern, kein Inhalt aus den Reden
Ringsum tönt meiner Stimme Schall
Mir nur zurück, ein Widerhall,
Ein äffend nicht'ger, meiner Reden.“

Und soll ich dem verbunden bleiben,
Der so mir zuspricht? — soll ich's — statt,
Bevor mein Herzblut siech und matt,
Ihn wie ein Laster auszutreiben?

VIII.

D könnten Derer, die entschlafen,
 Wir ohne Schmerz wie einer Braut
 Gedenken, die aus stilem Hafen
 Hinaus in's Meer des Lebens schaut!

Zum Myrthengrün der Wange Glühen,
 Willkommenheit, wortloses Glück,
 Und Sonnenschein und Regensprühen,
 Wie im April, in Mien' und Blick.

Dazu der Mutter Freudenzähren,
 Des Vaters ernst bewegter Rath,
 Der sorgenden Erfahrung Lehren,
 Bis nun das Scheiden selber naht;

Bis sie hinauszieht, mitberufen
 Auch sie, als Ring, als neues Glied
 Der Kette, die um alle Stufen
 Des Daseins sich verbindend zieht.

Ach, könnten Jener, die entschlafen,
 Wir so gedenken! Doch, wer weiß,
 Wie oft die Braut zum stillen Hafsen
 Heimkehrt, und in der lieben Kreis!

Mit ihrem Kinde, mit dem Zeugen
 Des Glücks, das draußen ihr bescheert,
 Bis, was daheim ihr ehmals eigen,
 Andern fast mehr als ihr gehört.

Du aber, der du mir entrissen,
 Du kehrst, ach, nimmermehr zurück;
 Nach unentdeckten, ungewissen
 Fernen entchwand'st du meinem Blick.

IX.

Mir träumte, daß für alle Zeit
 Der Lenz dahin; die Menschen gingen
 Umher in stumpfer Nüchternheit
 Und redeten von nicht'gen Dingen.

Frestig und rußig war die Stadt;
 Ich zog hinaus und draußen fand ich
 Ein Dorngebüsch, kahl, ohne Blatt,
 Und einen Dornenfraz mir band ich.

Den aber hat mit Spott und Hohn
 Wer nur mich sah, mir arg vergolten,
 Jüngling und Greis, Vater und Sohn,
 Sie haben alle mich gescholten.

Dann, während sie noch Narr und Thor
 Mich hießen, nahte mir, von Glanze
 Umstrahlt, ein Engel und empor
 Sah milden Blicks er nach dem Kranze.

Und was noch eben Dorn, das hat
 Er sich in Laub verwandeln lassen,
 Ein jeder Dorn ein grünes Blatt,
 Doch was er sprach — nicht kount' ich's fassen.

X.

Aus Mienen, die der Tod geglättet,
 Spricht manchmal ein Verwandtschaftszug,
 Den nie zur Schau das Antlitz trug,
 So lang' das Leben es gebettet.

So ward erst, seit du mir entrissen,
 Mir klar, wie nah' dem Alterthum
 Und aller Nachgeborenen Ruhm
 Verwandt an Weisheit du und Wissen.

Von Anderm schweige ich, wenngleich
 Mein Aug' sich staunend d'rān erquict,
 Erwägend, wie sein finstres Reich
 Der Tod so hold durch dich geshmückt.

XI.

Die Schmerzen, über die man redet,
 Das Weh, das sich in Worte fügt,
 Sind wie die Diener eines Hauses,
 Darin der Herr im Sarge liegt.

Da heißt es — und, die Brust erleichternd,
 Weint jedes sich von Herzen aus:
 „Wo finden einen Herrn wie diesen
 Wir wieder? Wo ein solches Haus?“

O, sie sind mir vertraut, die Schmerzen,
 Von denen uns Gespräch befreit;
 Doch giebt es auch vereiste Quellen
 In uns, und thränenloses Leid.

Dann sitzen in dem Sterbehause
 Die Kinder fröstelnd um den Herd,
 Und wagen kaum zu atmen, jedes
 Schweigend und starr in sich gefehrt.

Da steht sein leerer Stuhl und immer
 zieht's ihnen leis' nur durch den Sinn:
 „Wie gut er war, wie mild, wie freundlich!
 Ach Gott, und nun ist er dahin.“

XII.

Stechpalmen trugen wir zusammen
 Als Schmuck für unsfern Weihnachtsherd,
 Dann sah'n wir schweigend in die Flammen,
 Das Herz von manchem Druck beschwert.

Trüb' war's. Der Regen floß in Strömen.
 Wir rüttelten uns mühsam auf,
 Um alte Spiele vorzunehmen;
 Die Weihnachtslust hatt' ihren Lauf.

Doch Allen war's zu Muth, als stände
 Ein Gast abseits, der in dem Bann
 Des Grabeschweigens; und, die Hände
 Uns drückend, sah'n wir stumum uns an.

Der Regen floß. Die alte Linde
 Im Hofe ächzte. Weit durch's Land
 Tummelten sich die feuchten Winde;
 Wir drückten fester uns die Hand.

Dann haben Alle sich gezwungen
Zu einem Lied, das wir mit ihm
Beim letzten frohen Fest gesungen;
Wild sangen wir's und ungestüm.

Doch kurze Zeit nur wollt' uns g'nügen
Der Weise ausgelass'nes Maß;
„Sie schlummern,“ sprachen wir, und schwiegen,
Und unsre Augen wurden naß.

Und klarer trat vor unsre Seelen
Der übersinnliche Bezug
Zu all' den Theuren, die uns fehlen,
Weil sie der Tod in Fesseln schlug.

Und leiser sangen wir: „Zerrissen
Ist nicht das Band, ob wir sie auch
In leiblicher Gestalt vermissen,
Sie, die entrückt dem Erdenhauch.

Sie blieben eng mit uns verbunden,
Bewußt verbunden, und es währt
Ihr Eigenstes, dem Stoff entwunden,
Und von des Irrthums Dunst geklärt.

Denn mehr und immer mehr entringt sich's
Der Blindheit — Bind' um Binde fällt,
Und eine reine Flamme, schwingt sich's
Empor, empor von Welt zu Welt." —

So sangen wir. O Tag der Freude,
Steig' denn heraus! Die Menschheit harrt
Wie einst, als nach der Prüfung Leide
Die Hoffnung ihr geboren ward.

XIII.

D alter, düst'rer Eibenbaum,
 Der du im Schutze moos'ger Steine,
 Um Schädel ohne Hirn und Traum
 Die Wurzeln schlägst, und um Gebeine!

Ein jeder Lenz bringt Blumenduft,
 Bringt neue Fröhlinge der Heerde,
 Dieweil die Glocke dort zur Gruft,
 Zum Abschied ruft von dieser Erde.

Dir gilt es gleich; nicht Sonnengluth,
 Noch frühlingkündendes Geflüster,
 Noch Wintersturm und Regenfluth
 Röhrt an dein tausendjähr'ges Düster.

Und seh' ich dich so mannhast stehn,
 Achtlos um Alles rings auf Erden,
 Da mein' ich in dich aufzugehn
 Und, harter Baum, du selbst zu werden.

XIV.

Willst du, o meiner Seele Trauer,
 Mir mehr, als nur ein Liebchen sein,
 Willst du mir für des Lebens Dauer
 Genossin sein, untrennbar mein;

Da — und ich fühl: so muß es werden —
 Da sei auch manchmal hold und mild,
 Stimm' um die herben Schmerzgeberden,
 Stimm' um sie in ein bräutlich Bild.

O Trauer, ob dir meine Treue
 Unwandelbar gesichert auch,
 Verschmäh', auf daß ich dein' mich freue,
 Zu Zeiten nicht der Unmuth Hauch.

Und weil wir Eins im tiefsten Innern,
 So schmück' mit Hoffnungsgrün dein Haar,
 Daß, wer dich sieht, kaum zu erinnern
 Sich weiß, was einst dein Name war.

XV.

Und ist's denn unser Wunsch in Wahrheit,
 Dass unsre Todten, statt an's Grauen
 Der Gruft gebannt zu sein, mit Klarheit
 Des Blicks auf uns hernieder schauen?

Dass sie die Fehler und die Flecken,
 Die einst verborgen ihnen blieben,
 Mit Trauer jetzt in uns entdecken
 Und uns vielleicht d'rüm minder lieben?

Doch nein! Den Tod in seiner Größe
 Und Majestät so abzuschätzen,
 Beschränktheit wär's; — auch unsre Blöße
 Misst er nach anderen Gesetzen.

O bleibt uns denn gesellt, weit offen
 Die klaren Augen! bleibt gesellt uns,
 Und gönnt bei unserm Straucheln, Hoffen
 Die Nachsicht einer weisern Welt uns!

XVI.

Ob auch der Schlaf dem Tod verwandt,
 Er zeigt im Traum mir nie den Todten,
 Er zeigt mir stets den lebensrothen
 Genossen, wie du mir bekannt.

Wie einst blinkt dann vom Morgenthau
 Die Schöpfung; grün ist Beet und Rasen,
 Und fröhliche Reveille blasen
 Die Winde rings durch Wald und Au'.

Doch was ist das? Ein Kummer spricht
 Aus deinen sonst so klaren Blicken?
 Ich frage mich: Was mag ihn drücken?
 Ich sinne nach und find' es nicht.

Erst wenn der Mond schon matter scheint,
 Und morgenhell der Osten schimmert,
 Da sagt mir's: ach, was mich bekümmert,
 Ich übertrug's ja auf den Freund.

XVII.

Mit Demuth trag' ich ihn im Herzen.
 So liebt ein armes Kind den Mann
 Von Rang, den sie mit allen Schmerzen
 Der Sehnsucht nie erringen kann.

An seinem Glanz muß sie sich weiden
 Und, ihrer Niedrigkeit bewußt,
 Ein jegliches Geschöpf beneiden,
 Das hoch wie er im Leben füßt.

Ihr kleines Dorf — wie weltverlassen!
 Ihr Tagewerk, wie roh, wie hart!
 Die lärglichste von allen Gassen,
 Die, wo sie einst geboren ward!

Und hat den Tag sie's so getrieben,
 Da weint sie Nachts: „Ich thör'ch' Ding,
 Ach, wie denn könnt' er Eine lieben,
 Die so unwürdig, so gering!“

XVIII.

Zwiesprache mit den Todten halten?
 Wer ist hienieden rein genug
 Um ohne schänden Selbstbetrug
 Zu lüsten dieses Vorhangs Falten?

Niemand — es sei ihm denn beschieden,
 Gleich jenen sel'gen Geistern dort
 Zu sagen: — „wohl, ich bin im Port,
 Frieden ist in mir, ganzer Frieden“.

Denn wo sie Einkehr halten sollen,
 Da muß es still sein, stiller weit,
 Als nach der Elemente Streit,
 Wenn rings noch ferne Donner rollen.

Von keinem Wolkenschatten wissen
 Darf das Gemüth, von keinem Weh,
 Und, wie ein spiegelklarer See,
 Von keiner Trübung das Gewissen.

O wo ist solch ein Frieden? — Draußen
 Stehn sie und lauschen an der Thür,
 Die Geister, aber für und für
 Tönt an ihr Ohr des Haders Grausen.

XIX.

Der Tag, an dem er einst geboren,
 Schon geht er wiederum zur Küste,
 Und von der schaumbedeckten Küste
 Tönt mir die Brandung in die Ohren.

Ein bitterer Tag, ob auch kein langer,
 Denn Winter ist's, die Bäume stehen
 Entlaubt, gar scharfe Winde wehen,
 Und öde liegt der Blumenanger.

Ein grauer, roth gesäumter Gürtel
 Von frost'gem Dunst umgrenzt den Westen,
 Und zwischen blätterkahlen Nesten
 Blickt weiß des Mondes erstes Viertel.

Die spitzen, ehernen Geweihe
 Emporgestreckt, steht Baum an Baum da,
 Und an den Rinnen ist kein Raum da
 Für der Eiszacken lange Reihe.

So füllt das Glas denn bis zum Rande
Und laßt die Gluth des Herd's nicht sinken:
Gleichviel wo er auch sei, wir trinken
Sein Wohl, sein Wohl im fremden Lande!

Und was an Liedern einst ihn freute,
Ihm zum Gedächtniß sei's gesungen,
Und hell dann nochmals angeklungen,
Denn Festtag ist's, sein Tag ist's heute!

XX.

Ob sie im Jenseits unsrer denken?
 Wie vieles, lange ehe wir
 Das Haupt zum letzten Schlummer senken,
 Vergessen wir ja selbst schon hier.

Doch auch die längst vergessne Stunde
 — Ein Ton, ein Duft, und siehe da
 Auf einmal wird uns wieder Kunde
 Von ihr, sie ist uns nah, ganz nah.

Vielleicht, daß drüben ein Erinnern
 Verwandter Art von Zeit zu Zeit
 Aufblitzt, und unsrer Todten innern
 Zusammenhang mit uns ernent.

O möchte, Freund, wenn solch' ein Ahnen
 Dich überkommt, mein Schutzgeist dir
 Nah sein und dich an Alles mahnen,
 Was wir uns einst gewesen hier.

XXI.

Bon einer „allgemeinen Seele“
 Sollt' ich vereinst verschlungen werden,
 Der ich, so lange ich auf Erden,
 Als eignes Einzelwesen zähle?

Unlieblich nüchtern Gedanke!
 Sich selber völlig einzubüßen —
 Nein, geben wird es eine Schranke,
 Die uns behütet vor'm Berfließen.

Und so, dich wieder zu erkennen
 Vereinst, o Freund, nicht lass' ich rauben
 Die Hoffnung mir! Bon diesem Glauben
 Weiß sich die Liebe nicht zu trennen.

Noch einmal, wenigstens als Schimmer
 Der Wirklichkeit, werd' ich dich sehen,
 Und, wenn wir dann im Licht zergehen,
 Mag's heißen: Lebewohl auf immer!

XXII.

Ob dämmernde Erinnerungen
 Dich wohl beschleichen, Freund, wie Einen,
 An dessen Wiege schon die Seinen
 Mit Niedrigkeit und Noth gerungen;

Der aber, geistig früh erschlossen,
 Sich nicht in's Foch der Herkunft schmiegte,
 Nein, seinen bösen Stern besiegte,
 Und sich das Glück dang zum Genossen;

Der, Anerkennung sich erzwingend,
 Zum Troz dem Vorurtheil der Kaste,
 Wohl gar des Staates Zügel fasste,
 Von Rang zu Rang empor sich schwingend;

Der himmelhoch, von Glanz umgeben,
 Nun dasteht wie ein Stern, ein blanker,
 Des ganzen Volkes Hoffnungsanfer,
 Das Staunen Aller, die da leben;

Und welchen dennnoch in den Stunden,
 Wenn er vom Schaffen ruht, ein Träumen
 Im Geist entführt nach jenen Räumen,
 An die er einst so eng gebunden;

Nach jenen Hügeln, jenen Quellen,
 Wo Bettler er und Euer Gnaden
 Gespielt mit einem Dorfklam'raden,
 Dem frühsten seiner Spielgesellen;

Auch der jetzt Mann, doch abgelenkt
 Durch nichts, ein Bau'r in allen Zügen,
 Der gleichwohl sinnen mag beim Pflügen:
 „Ob meiner wohl der Freund noch denket?“

XXIII.

Wenn diese abgeriss'nen Klänge
 Anmaßend widerlegen wollten
 Der ernsten Glaubenszweifel Menge,
 Mit Zug dann würden sie gescholten.

Doch nicht von solchen Thaten träumet
 Mein Schmerz; die Nebel nur, die schwachen,
 Des Grübelns, möcht' er, lichtumsäumet,
 Der ew'gen Liebe dienstbar machen.

O'r um löst er von der Lippe Lieder,
 Die mit dem nächsten Wind verklingen;
 Ein schwalbenflüchtig Auf und Nieder
 Ihr Flug, von Thränen feucht die Schwingen.

XXIV.

Euch wundert's, daß mein frankes Herz
Sich noch den Fröhlichen gesellt,
Dß Lachen ihm nicht läst'ger fällt,
Dß es sich freut an munter'm Scherz?

Seit mir verdunkelt ist die Welt,
Seit alle Lust mir abgeblüht,
Hat Menschenliebe mein Gemüth
Mit doppelt warmem Strahl erhellt.

Und wie dem Blinden geht es mir,
Der auf den fremden Arm sich stützt,
Der an dem fremden Herde sitzt,
Doch Weh und Ach läßt vor der Thür.

Er hält sich gern zu Spiel und Tanz,
Er nimmt die Kinder auf sein Knie,
Und schaukelt sie und streichelt sie,
Und träumt derweil vom Himmelsglanz.

Er tritt den Tact, er wiegt sich sacht
Im Stuhl, mit lächelndem Gesicht;
In seinem Innern ist es licht,
Ringsum ihn her bleibt's dunkle Nacht.

XXV.

Mit himmelragendem Gestein,
 Wit Wald- und Wollenschauern
 Verkehrt mein Herz in seiner Pein,
 Hält Zwiegespräch mein Trauern.

Wie Schatten, die auf Nebelgrund
 Sich ungemesen dehnen,
 Erblickt sich selbst zu jeder Stund'
 Allüberall mein Sehnen.

Zwei Gatten sah ich heut'; mir war's
 Als fäh' ich dich, Entschwundnen,
 Und mich, als schwächern Theil des Paars,
 Den hilflos Erdgebundnen.

Dann dacht ich: O wie jene Zwei
 Wohl ehmals sich beglückten!
 Wie ward wohl aus December Mai,
 Wenn sie sich nur erblickten!

Sie halten zu einander noch,
 Sie sind des alten Zieles
 Sich immerdar bewußt — und doch
 Wie gar so anders Vieles!

Die Leute zischeln; mühsam ruft
 Die erste Zeit, die schöne
 Sie sich zurück, daß milde Lust
 Die herbere versöhne.

Nein, grämen soll sie's nicht! Er muß
 So schwere Dinge denken;
 Wie lang' schon war's ihm ein Genuss,
 Sich grübelnd zu versenken!

Nein, weinen darf sie nicht! Die Welt
 Umspannt sein rastlos Sinnen;
 Wie sollt' er, seinem Weib gesellt,
 Am Rockensaden spinnen?

Das Buch der Wunder, der Natur,
 Vor ihm liegt's aufgeschlagen;
 Sie weiß von ihrem Haushalt nur
 Zu reden und zu sagen.

So hegt sie denn als theuren Schatz,
— Ob er's nicht merken müßte? —
Das Blümchen, das am Busenlaß
Sie trug, als er sie küßte.

So stimmt sie denn, — ob er's nicht hört? —
Die Lieder an, die alten;
Was jemals lieb ihm war und werth,
Sie hat's ja treu behalten.

Und tröstend immer wieder bricht
Sich's Bahn durch alle Trübe:
„Ob auch mein Geist den seinen nicht
Begreift — ich weiß, ich liebe!“

XXVI.

Die Brust voll trüber Weisen sitz' ich
 Auf seines Hügels grünem Rasen,
 Und aus den langen Halmen schnitz' ich
 Mir Pfeifen, ihm ein Lied zu blasen.

Ein Wandrer hört's und herbe spricht er:
 „Den Singsang könnten wir entbehren;
 Ein nützlich Tagwerk: das Gelichter
 Der weichen Seelen noch zu mehren.“

Ein Andrer giebt Bescheid: „Er weiß schon
 Warum er bläst; sein Trauerleiern
 Empfahl als Freund ihn manchem Kreis schon;
 Giebt's, fragen sie, wohl einen treuern?“

Ein Dritter grollet: „Draußen streiten
 Die Völker, und die Throne beben.
 Darf man in so bewegter Zeit denn
 Dem Schmerz um einen Todten leben?“

Ist es erlaubt: dahin zu fließen
 In Weh, dieweil in allen Fernen
 Neue Gebiete sich erschließen
 Und selbst die Sterne reden lernen?" —

Wie weise, und doch wie so thöricht!
 Ach, wer da um mein Leiden wüßte;
 Frag't doch das Vöglein dort im Röhricht,
 Ob es wohl sänge, wenn's nicht müßte.

Und eins singt fröhlich wie zum Feste:
 Heut' sind die Jungen ausgeflogen.
 Und eins singt trüb auf blut'gem Neste: —
 Um all' sein Hoffen ward's betrogen.

XXVII.

Daß Jegliches ein Jenseits habe, —
 O Herr, was in mir göttlich ist,
 Es ruft nach dieses Trostes Labe,
 Weil eben Du sein Ursprung bist.

Doch staunend sehe ich daneben
 Das rauhe Walten der Natur,
 Und wie so nichts das Einzelleben
 Ihr gilt, Alles die Gattung nur.

Wie sie von fünfzig Samenkernen
 Oft nur für einen einz'gen sorgt, —
 Kann sich denn so von Dir entfernen
 Das Weltgesetz, dem sie gehorcht?

O Herr, zu dem empor mein Rufen
 Durch Nebelqualm den Weg sich sucht,
 Ich lieg' auf Deines Altars Stufen,
 Erdrückt von Deiner Räthsel Wucht.

Und tast' umher mit zagem Spähen
 Und finde nichts als Staub und Spreu;
 Und kann nur bitten, kann nur flehen,
 Daß Trug nicht ganz mein Hoffen sei.

XXVIII.

Die Gattung gilt ihr alles? — Aber nein,
 Auch die gilt nichts ihr: „wie viel tausend Arten
 Bergingen schon!“ so ruft ein jeder Stein
 Mir zu; die Erde ist ein Todtengarten.

Und harten Wortes spricht Natur: „es kreist
 Die Spindel bis den Faden ich zerrissen;
 Der Menschenodem ist der Menschengeist;
 Mehr weiß ich nicht, und will auch mehr nicht wissen.“

Und so wär' er, der Mensch, denn auch bestimmt
 Den öden Staub der Wüste zu vermehren?
 Er, dessen Lippe Psalmen angestimmt,
 Der Gottes Liebe pries in hellen Chören!

Besiegelt werden in den Hügeln dort,
 Den ehernen, das wäre auch sein Ende,
 Nachdem für Recht und Wahrheit fort und fort
 Sein Herz geflammt, gestritten seine Hände?

Es lauscht mein Ohr, doch nichts giebt mir Bescheid.
 Und so denn sind der Vorzeit Ungeheuer
 Uns gleich zu achten, o Vergänglichkeit? —
 Kein Laut der Antwort, Alles hinter'm Schleier!

XXIX.

„Kämen sie wieder“ — hört' ich sagen —
 „Jene, die uns der Tod genommen,
 Und die wir flagend fortgetragen,
 Nicht Weib noch Kind hieß' sie willkommen;

Bei'm Glase Trauerweine trauern
 Wir ihnen nach, die nun im Grabe,
 Doch unsre Thränen überdauern
 Nur kurze Zeit des Trunkes Labe;

Ihr Feld umschreiten längst die Erben
 Und freuen sich der guten Beute,
 Und hoffnungsvolle Freier werben
 Um die nun wieder led'gen Bräute;

Und“ — hört' ich weiter sagen — „wären
 Ausnahmen denkbar selbst zu Zeiten:
 Dennoch wird Niemand wiederkehren
 Ohne Unfrieden zu bereiten.“

O bitt're Worte! Wer auch immer
Zuerst euch ausgestreut als Samen —
Die wahre Liebe kannt' der nimmer,
Er kannte höchstens ihren Namen.

Komm' wieder, Freund! Die Jahre schwanden,
Doch ist — wie strenge ich mich prüfe —
In meinem Herzen nichts vorhanden,
Das nicht nach dir in Sehnsucht riefe.

XXX.

Es sprach zu mir ein Stimmchen fein:
 „So tief im Elend steckst du drein,
 Wär's denn nicht besser: nicht zu sein?“

Drauf ich: „Was gar so hold gemacht,
 So wunderkunstvoll, so durchdacht,
 Wie würf' ich's hin in ew'ge Nacht.“

Worauf das Stimmchen: „Ein Insekt
 Sah heut' ich fliegen; lang' versteckt
 Hatt' es gelegen, dicht bedeckt.

Auf einmal aber, wie beengt,
 Hatt' seine Puppe es zersprengt
 Und sich an's Licht hinausgedrängt.

Und schön beschwinget, saphir-blau
 Flieg's feucht vom klaren Morgenthau
 Blizartig über Trift und Au.“

Ich sprach: „Fünf Male schuf Natur
 Zum Zwecke nied'rer Kreatur;
 Dann fand sie erst des Menschen Spur.

Sie gab Verstand ihm und Gemüth
Und Ebenmaß in jedem Glied
Und gab die Welt ihm zum Gebiet.“

Worauf das Stimmchen: „Eitelkeit
Verblendet dich; sieh dort verstreut
Die Sterne — o die Welt ist weit!

Da droben kreist's millionenweis
Und nimmer ist der Schöpfung Preis,
Was nur von Furcht und Hoffen weiß.

Auch das bekenn', wenn du nicht blind,
Dass wenn dich heut' verweht der Wind
Unzählige noch übrig sind.

So glaub' denn nicht, daß, was du bist,
So etwas ganz Besond'res ist,
Dass je das Weltall dich vermisst.“ —

„Wer,“ wollt' ich sagen, „weiß darum?“
Doch in mir wandt' mein Herz sich um,
Und so blieb meine Lippe stumm.

Und wieder hob das Stimmchen an:
 „Gewiß, du wärest besser d'r'an,
 Wenn erst dein Lebenssand verrann.“

Und ich: „Wer sich das Leben nimmt,
 Verpaßt, was ihm wohl noch bestimmt
 An Glück, eh' ganz sein Dacht verglimmt.“

Auch wird mit jedem neuen Jahr
 Dem Menschengeist so Manches klar,
 Was ihm bisher ein Räthsel war.

Sollt' ich, ob auch von Weh umringt,
 Nicht, was der Menschheit noch gelingt,
 Abwarten, und wie weit sie's bringt?“

Das Stimmchen sprach: „Neonen nicht
 Genügen, bis das volle Licht
 Wirklich hienieden Bahn sich bricht.“

Und wieder ich: „Doch wird nicht seig
 Mich schelten man, wenn memmengleich
 Ich aus dem Kampfe fort mich schleich'?“

Und jenes: „Geiger nenn' ich weit
Die Art, wie, mit dir selbst im Streit,
Du siechst dahin in Weh und Leid.

Geh, hast du Erde erst im Ohr,
Da fragst du wenig, ob beim Chor
Der Krittler dein Kredit verlor.“

Das Stimmchen schwieg, und lange sann
Dem rätselhaften Erdenbann
Ich nach und meine Thräne rann.

Da hört' ich — und es klang so traut
Wie Frühlingswehn, wenn's draußen thaut —
Der lieben Sonntagsglocken Laut.

Den Laden stieß ich auf, und rein
Und golden drang der Morgenschein
Erquickend bis zu mir herein.

Und längs dem Friedhof, wo ja Reich
Und Arm im Tod einander gleich,
Zog Jung und Alt zum Kirchensteig.

Einer iumitten Weib und Kind,
Ehrbarer Haltung, festgesinnt,
Mit Blicken, die so ernst, wie lind.

Das kluge Weib an seiner Seit'
Voll Sanftmuth und Bescheidenheit,
Im Schmucke echter Weiblichkeit.

In Beider Schutz das Töchterlein,
Gesenkten Blicks, mit Schritten klein,
Wie eine Lilie so rein.

Ich sprach: „O Stimmchen, wie mit Glück
Gesegnet diese vom Geschick!“ —
Doch keine Antwort kam zurück.

Und silbern klang nun an mein Ohr
Ein andres Stimmchen als zuvor;
Das rief: „Komm! richt' dein Haupt empor!

Ich darf nicht sagen was ich weiß,
Doch pfleg' du nur der Hoffnung Reis.
Es geht die Welt in gutem Gleis.“

Und wie des Regenbogens Pracht
Aus Wolfengrau auf einmal lacht,
So plötzlich war mein Herz erwacht.

Ich fühlte, daß, was uns das Bild
Der Liebe nebelhaft verhüllt,
Selber dem Liebesborn entquillt.

Und in die frühlingsbunte Welt
Eilt' ich hinaus und auf das Feld,
Die Brust von Hoffnung neu geschwollt.

Voll Blumen Rain und Ackersaum,
Voll Sang der Wald — es schien mir kaum
Auf Erden noch für Böses Raum.

O daß mein Herz, statt weh und weich
Zu bangen, Dem hinfert sich neig',
Der da uns zuruft: „Freuet euch!“

XXXI.

O Theurer, wie du willst, so sei es.
 „Die Liebe kann nicht sterblich sein,“
 Damit lull' ich mein Trauern ein;
 Ein tröstlich Sprüchlein bleibt's, ein treues.

„Sie ist zu gut als daß ihr Same
 Verginge,“ — der Gedanke singt
 Mein Leid in Schlaf, doch dann entringt
 Ein weit'rer noch sich meinem Grame.

Ich denke: „Ist mein Sinnen, Fühlen,
 So voll von dir noch immer — ach,
 Wer weiß, vielleicht wirk' ich auch nach
 In dir, dein Sporn zu edlen Zielen!“

XXXII.

Ambrosisch-milder Abendhauch,
 Der nach dem Sturm den Himmel leise
 Entwölkt und dem entzückten Aug'
 Neu offen legt des Weltrunds Kreise;

Der über Trist und Blumenau'
 Daher kommt, dort mit sanftem Säuseln
 Den Wald bewegt, schon feucht vom Thau,
 Und hier die See mit dunklem Kräuseln;

O fächle du die Fiebergluth
 Von meiner Stirn, und laß das Summen
 Der Zweifelsucht in meinem Blut
 Vor deinem Weckgruß verstummen;

Daß sich mein Geist, durch Purpurflor
 Und durch der Weihedüste Wallen
 Zum Abendsterne schwung' empor,
 Wo hundert Geister „Friede“ lassen.

XXXIII.

Und wieder grüß' ich dich, o Haus,
 Sein Haus, — doch mit gefäßter Seele;
 Noch sieht's im Städtchen nächtig aus;
 Ein Böglein nur stimmt schon die Kehle.

Bis in die Straßen dringt der Duft
 Der Wiesen; meine Blicke gleiten
 Umher; und in der Morgenlust
 Dämmert's mir wie aus alten Zeiten.

Ich drück' im Geiste dir die Hand,
 Mein Freund, und seufze nicht; es regen
 Sich deine Lippen; mild, bekannt
 Blickst du mich an, — o sei dir Segen!

XXXIV.

Welch' eine Neugeburt nun werde,
 Nun, da der Erde er vermählt?
 Nicht macht mir's Sorge und Beschwerde;
 Mein Glaube ist zu fest gestählt.

Ich weiß, daß wenn der Tod hienieden
 Gestalt und Angesicht zerschlägt,
 Er nichts zerstört als Chrysaliden,
 Die einen Schmetterling gehegt.

Ich weiß, daß wenn ein edles Wirken
 Er plötzlich von der Arbeit ruft,
 Er nur zu neuen Weltbezirken
 Das Ziel ihm zeigt, die Bahn ihm stuft.

Doch einen Schmerz, doch ein Entbehren
 Verwind' ich nicht: daß ich im Bann
 Des Erdenlärms den Freund nicht hören,
 Daß ich nicht mit ihm reden kann!

XXXV.

Der bösen Triebe schweres Foch,
 Der frevle Muth, die blut'gen Thaten,
 Wir hoffen's, daß zulezt sie doch
 Zu gutem Ende noch gerathen;

Daß nichts, wie sehr es auch geirrt,
 Daß kein noch so versall'nes Leben
 Völlig von Gott verworfen wird
 Und der Vernichtung preisgegeben;

Daß nichts hier seine Endschäft fand,
 Einzig zu eines Andern Frommen,
 Daß nicht ein Falter so verbranit,
 Daß nicht ein Wurm so umgekommen.

Freilich, wir wissen's nicht; ich kann
 Nur hoffen, daß es Gott gefalle,
 Dereinst — ich weiß nicht wie, noch wann? —
 Glücklich zu machen Alle, Alle.

Ich kann's nur träumen, — bin ich doch
 Ein weinend' Kind in dunkler Kammer,
 Das nach dem Licht verlangt und noch
 Nicht Worte hat für seinen Jammer.

XXXVI.

Umflopter Abendstern! die Sonne,
 Sie scheidet, und du sinkst ihr nach.
 Verrauscht, verklungen ist der Tag,
 Verblüht, verblaßt des Daseins Wonne.

Nun löst sich von der Minder Stirne
 Das Toch, die Thüren klinken zu,
 Der Nachen hat am Strande Ruh,
 Und dunkel wird's im Menschenhirne.

Freundlicher Morgenstern! zu Ende
 Ist Nacht und Finsterniß; es singt
 Das erste Vöglein; es erklingt
 Das erste Werklein fleiß'ger Hände.

Der Hammer dröhnt, es qualmt im Schloze,
 Auf's Marktschiff drängt sich Groß und Klein, —
 Du schaust vom Osten lächeln d'rein,
 Der du des größern Lichtes Bote.

O Stern, von schwerem Leid genesen
 Blick' ich zu dir empor. Wie bricht
 Sich gar so ungleich auch dein Licht,
 Und bist doch stets dasselbe Wesen!

XXXVII.

Wie Paulus mit den wilden Thieren,
 So rang und stritt ich mit dem Tod.
 Ob ich der Wissenschaft Gebot
 Dabei verlegt, mich soll's nicht rühren.

Was immer sie auch lehren mögen,
 In uns ist Bess'res noch als Hirn.
 Man soll den Sinn mir nicht verwirr'n
 Mit mathematischen Belegen.

Mag jenes Dogma, daß wir Affen,
 Mag's meinetwegen euch der Stein,
 Der künst'ge Stein der Weisen sein —
 Ich ward zu Anderem erschaffen.

XXXVIII.

Die Liebe, die den Tod bezwingt,
 Und, wenn ein Leben hier verrann,
 Sich kühnen Flugs gen Himmel schwingt,
 Zieht auch den Glauben himmelan.

Gewiß noch manches Stillestehn
 Erlebt die Welt und manchen Halt;
 Noch manch' Geschlecht wird untergehn,
 Das als der Menschheit Führer galt.

Doch dich verspotten heißt's, o Zeit,
 Der Furcht und Hoffnung Wiege du,
 Weist man das Amt dir nur, ein Kleid
 Stets wieder neu zu wenden, zu;

Nennt das man dein Geschäft: den Sinn
 Gemach zu ändern eines Wort's,
 Zu zerr'n die Menschheit her und hin
 Im Irrwahn dieses, jenes Hort's;

Sekten zu stiften, Lügensaat
 Mit wicht'ger Miene auszustreu'n,
 Hier aufzurichten einen Staat,
 Dort ihn dem Untergang zu weih'n;

Spielzeug zu sammeln für den Triebe
 Des Klüglers, und mit Modergrün,
 Für wen? — Romantikern zu lieb,
 Verfallne Burgen zu umziehn.

Nein, was da kreist im Schöpfungsring
 Ist einem Zwecke unterthan,
 Wie sich im Kunstwerk jedes Ding
 Einfüget einem höhern Plan.

XXXIX.

Und wieder putzten wir zum Feste
 Den Herd mit Stachelpalmen auf,
 Der Schnee bedeckte Zweig' und Nestle
 Und blinkte weiß vom Kirchthurmknauß.

Kein Lüftchen ging, kein Sternlein wachte,
 Es war als ob die Welt ringsum
 Traurig an ein Verlornes dachte,
 Traurig, doch sanft gesaßt und stumm.

Wir aber — wie das Fest es wollte —
 Wir gönnten uns nicht Rast, noch Ruh,
 Das Eine sang, das Andre tollte
 Bei Puppenspiel und Blindekuh.

Das Feuer prasselte, es lachten
 Die Lippen, keine Thräne rann, —
 O Herz — muß ich dich nicht verachten,
 Daß so dein Gram verblassen kann?

Nein, er ist nicht verblaßt. Da drinnen,
 Wie etwas, das im Blut schon liegt,
 Vollzieht sich nach wie vor sein Spinnen,
 Und nur die Zähre ist versiegzt.

XL.

Ob als ein eingebornes Pfund
 Die Wahrheit tief auch in uns ruht,
 Segen doch ihm, durch dessen Mund
 Sie wurde zum gemeinen Gut.

Denn streng in Formeln ausgedrückt,
 Wer hört auf sie, wer fragt nach ihr?
 Doch zur Erzählung ausgeschmückt,
 Da öffnet sich ihr Thor und Thür.

Und so, in holder Lieblichkeit
 Vollkommenes schildernd, hat das Wort,
 Das gottgeborene, weit und breit
 Menschen erzogen fort und fort.

Hier liest's der Landmann, dort im Schacht
 Der Bergmann, dort auf fernem Schiff
 Der Seemann, den in schwarzer Nacht
 Umlauert das Corallenriff.

XLI. Zur Sylvesternacht.

Läut' aus, du wildes Glockenerz,
 In Winternacht und Sturmgebraus.
 Läut' du das alte Jahr hinaus,
 Läut' aus! — es stirbt, — schon stockt sein Herz.

Das alte aus, das neue ein!
 Welch' heller, freudenheller Klang!
 Läut' aus, was falsch und lügenkrauf,
 Und was da wahr ist, läut' herein.

Läut' aus, was uns nicht nützt, noch dient:
 Des Kummers Nost, den stumpfen Harm,
 Die Fehde zwischen Reich und Arm,
 Läut' ein, was Unrecht tilgt und führt.

Läut' aus, was schon zu lang bewahrt,
 Die alten Formen der Parthei'n,
 Läut' ein Gesetze schlicht und rein,
 Und Sitten, milder, würd'ger Art.

Läut' aus die Noth, den kargen Lohn,
 Der Zeiten glaubenslosen Frost,
 Läut' aus, mein Lied, so arm an Trost,
 Läut' Klänge ein von vollerm Ton.

Läut' aus, was Stand vom Stande trennt,
 Läut' Dünkel aus, läut' aus was feig,
 Läut' ein der Wahrheit biedres Reich,
 Läut' ein des Guten Regiment.

Läut' aus, was niedrig macht und klein,
 Die Gier nach Gold, nach Saus und Braus,
 Läut' tausendjähr'gen Krieg hinaus,
 Läut' tausendjähr'gen Frieden ein.

Läut' Herzen ein, die frei und weit,
 Die kühn und stark, und mild bedacht,
 Läut' aus die Finsterniß, die Nacht,
 Läut' ein den Heiland künft'ger Zeit!

XLII.

Ich höre dich im Windeswehen,
 Wie in dem Plätscherlaut der Quelle,
 Ich seh' im Abendroth dich stehen,
 Wie in dem Glüh'n der Morgenhelle.

Was bist du denn geworden? — Sterne
 Und Blumen sind mit dir verschwommen.
 Das Nahe hab' ich und das Ferne
 In dir, ich fühl's ans Herz genommen.

Gott und Natur, mit dir verwoben
 Empfind ich sie: ich laß mich führen
 Durch dich, und kann so hier wie droben,
 Ich weiß es, nie dich mehr verlieren.

XLIII.

O Zeit, du hältst mich hier zurück
 In Harm und Leid und bitterer Klage,
 Doch nur, damit der Augenblick
 Des Wiedersehns mir holden tage.

O Zeit, du läßt der Trennung Weh
 Sich qualvoll in die Länge dehnen,
 Doch nur, damit nach seiner Näh'
 Noch heißer, inniger mein Sehnen.

Ich weiß ja: jeder Pendelschlag,
 Jedwedes Kreis um Kreis der Sonnen,
 Jedweder neu bestand'ne Tag
 Bringt einst'gen Zuwachs mir der Wounen!

XLIV.

O Tag, an dem ich ihn verlor,
 So laut von Vogelzwitschern heute,
 Von Heerdenbrüllen und Geläute,
 So fröhlich steigest du empor?

Des Baches Murmelwellen glühen
 Von deinem Dämmerlicht, dem rothen,
 Wie sie an Wiesen, die dem Todten
 Einst heimisch-traut, vorüberziehen.

Und was das Herz an Sorgen hegt;
 Bei deinem Säuseln scheint's geringer,
 Derweil den feuerfarb'nen Finger
 Der Herbst an's Laub des Waldes legt;

Derweil, von deines Balsams Duft
 Geweckt, noch immer Myriaden
 Hier sich in Wonneträumen baden,
 Dort trüb umkreisen Grab und Gruft.

O wer sie immer sind, die sich
 In Harm verzehren, heute zählen
 Sie zu den mir verwandten Seelen,
 Denn Trauernde sind sie, wie ich.

XLV.

Wenn sich mit rosigem Gesieder
 Die frühe Verhentanne schmückt,
 Und seine lauten Pfiffe wieder
 Der Amselhahn auf Rundschäft schickt;

O Theurer, laß mich da dich schauen
 In deiner Jünglingsjahre Glanz:
 Um deine Stirn, um deine Brauen
 Der künft'gen Größe Strahlenkranz.

Und wenn umweht von Rosendüften,
 Von reisenahen Lehren schwer,
 Ein Spiel den sommerlichen Lüsten,
 Der Weizen schwankt, ein wogend Meer;

Da — wenn es Mittag — nicht im Grauen
 Der Nacht — da laß dein Angesicht
 Verklärt, wie jetzt es ist, mich schauen,
 Entzückt mich schau'n, ein Licht im Licht.

XLVI.

Die ewige Liebe ist mein Hort,
 Als meiner Herrin dien' ich ihr
 Und ihr verdank ich jedes Wort,
 Das von dem Freunde dringt zu mir.

In ihrer Burg auf Erden gab
 Ich mich in ihren Dienst, und nun
 Kann ich mit Allem, was ich hab'
 In ihrem Friedensschatten ruh'n.

Von Weltenraum zu Weltenraum
 Sind ihre Wachen auf der Hut
 Und oft tönt bis in meinen Traum
 Der Posten Zuruf: „Alles gut!“

XLVII.

Verklungen ist der Hochzeitsreigen,
 Verstummt der Glocken lautes Fest,
 Im alten Thurm herrscht wieder Schweigen,
 Und Feder sucht sein heimisch Nest.

O Mond, der hinter jenen Wipfeln
 Du zögernd weil'st, steig' nun empor
 Und leih' den finstern Bergesgipfeln
 Von deinem duft'gen Silberflor.

Zieh über's Blinken hin und Flimmern
 Der Bäche dort in wald'ger Hut,
 Und über's stumme Lichterschimmern
 Der Stadt, die drüben schlummernd ruht.

Und all dein Glitzeru, all dein Glasten,
 Gieß es auf jenes Ufer aus,
 Wo sie, die nun Vereinten, rasten,
 Auf's Ufer, nicht auf's stille Haus.

Das hülle du in sanftes Dunkel,
 Derweil des Oceans Gesang
 Zu der Gestirne Glanzgefunkel
 Aufräuscht die ganze Nacht entlang;

Derweil dem Nichts sich eine Seele
 Entwindet, daß hinfort auch sie
 Im Schöpfungsring des Werdens zähle
 Und in des Weltalls Harmonie;

Daß sie zum Licht geboren werde,
 Vorgängerin auch sie, wie wir,
 Der Menschenart, die dieser Erde
 Dereinst erblüht zu schön'rer Zier;

Derjenigen, der wir, im Streiten
 Und Ringen nach der Wahrheit Spur,
 Die Wege bahnen und bereiten
 Zur Herrschaft über die Natur;

Der edlern Art, von der ich meine:
 Verfrühlt, der Zeit vorauf geschwebt,
 Glich ihr der Mann, um den ich weine,
 Und der in Gott nun weiter lebt;

In Gott, dem ew'gen Gott der Liebe:
 Ein Gott, Ein Element, Ein Wort,
 Ein Ziel, auf das dies Weltgetriebe
 Zweckfüicher hinstrebt fort und fort.

Zur Charakteristik Alfred Tennyson's.

Die englische Poesie hat eine so reiche Vergangenheit und ist schon in früher Zeit von so großer Ergiebigkeit gewesen, daß wohl nur eine Anwandlung von Hypochondrie die bekannte Neuerung Milton's erklären kann: Er fürchte, Englands Klima sei für einen hohen Aufschwung der Phantasie nicht warm genug.

Was wäre da gar von Weimars rauhen Lüften Erspektives zu erwarten gewesen?

Im Gegentheil darf man wohl behaupten: wenn mildes Klima und schöne landschaftliche Umgebung überhaupt auf die Productivität des Dichters fördernd einwirken, so vereinigt England alle Bedingungen dieser Art in sich. Seine Vegeta-

tion hat stellenweise eine fast tropische Ueppigkeit. Mehr als eine seiner Grafschaften erfreut sich der erwärmenden Rückwirkungen des Golfstromes. Ein wohlgeheiztes Glashaus gleichsam, bieten diese begünstigten Thäler den Pflanzen weit südlicherer Abstammung eine gesicherte Stätte, und Lorbeer, Myrthe, Camelien, Fuchsien und Geranien überwintern im Freien und im offenen Gartenlande. Selbst die Aloe in ihrer Sprödigkeit bequemt sich, gegen allzu scharfe Fröste durch die ausgleichende Nähe des Meeres gesichert, dem sonnenarmen, aber lauschig milden Himmel des südwestlichen Englands.

Und dann jene ewig üppiggrünen Wiesengrände, jener Baumwuchs ohne Gleichen, jenes malerische Buchern des Ephesus, des Immergrünes, des wilden Weins, der Clematis; Kirchen, Landhäuser, Gartenmauern, Alles von den grünen Ranken wie umgarnt und umsponnen; wird der englische Dichter nicht zugestehen müssen, daß seine landschaftliche Umgebung ihm gar manches fertige Gedicht entgegenbringt? Rechne man hinzu, daß

die See mit ihrer ureigenen Poesie ihm täglich vor Augen ist, daß ein ungeheurer Welthandel ihn unablässig mit den Wundern entlegener Himmelsstriche in Berührung bringt, daß eine Fülle von weltgeschichtlichen Beziehungen, aus der politischen Atmosphäre in die seine hinüberfluthend, ihn endlos anregend umgibt; und mehr als Alles dies: daß er seit Jahrhunderten frei und unverkümmert aussprechen darf, was ihm die Seele erfüllt — so wird man füglich zu dem Ausspruch berechtigt sein, daß die Dichter Englands nicht zu denen gehören, welche Jupiter bei der Theilung der Erde vergaß.

Und nicht Jupiter allein, auch Plutos erwies sich ihnen zumeist wohlgewogen. Ich rede hier nicht von fürstlichen Pensionen, so sehr vergleichend auch von Alters her englischer Sitte entsprechend war, wohl nicht immer zum Vortheil der Poesie; ich rede von der Gewecktheit und von der poetischen Empfänglichkeit des englischen Volkes, das, hinsichtlich seiner Ausbreitung über die Erdkugel allen anderen Nationen weit voran, fast

unter jedem Breitengrade sich durch Lectüre der heimischen Dichter mit dem Mutterlande in engem Zusammenhang zu erhalten liebt; ich rede von der besonderen Schicksalsgunst, daß der englische Dichter für eine zu ungeheurer Wohlhabenheit herangewachsene Nation schreibt, in deren Wohnungen bereits vor zweihundert Jahren eine Hausbibliothek — a closet of knowledge — als ein nothwendiger Theil häuslichen Comforts betrachtet wurde.

So konnte denn z. B. Savage in dem Vollgefühl seines Schriftsteller trozes aus dem Schuldbefängniß, in welches ihn acht Pfund Sterling Kaffeehaus-Rückstände gebracht hatten, an seinen Verleger folgenden impertinenten Brief schreiben:

„Ihre Zuschrift empfing ich und bin nicht wenig erstaunt. Um eine Frage mit der andern zu beantworten — Sie wollen wissen, warum meine Schrift „Schilderung von Bristol und London“ heißen soll? Warum, frage ich, brauchte Mr. Wooleston jenen nämlichen Ausdruck? Vermuthlich; weil es ihm so gefiel. Nun, das ist eben auch mein Fall. Sie sagen ferner: Sie wüß-

ten nicht, warum ich Ihnen Verschwiegenheit empfehle und doch meinen Namen auf die Schrift gesetzt wünsche. Meine Antwort ist: dafür habe ich Gründe, die ich Niemandem zu nennen brauche. Sie sagen endlich: Aangenommen, man ließe den Namen weg. Meine Antwort ist: Von „Aangenommen“ haben Sie gar nicht zu reden, da ich das Gegentheil will. Und schließlich, Herr, brauchen Sie ebensowenig „anzunehmen“, daß ich etwa wegen Verlegern in Verlegenheit bin.“

Gewiß sehr unhöflich, aber ebenso gewiß für die Stellung des englischen Schriftstellers sehr bezeichnend. Und dieser Brief datirt von 1743; so stand es in England schon vor 120 und etlichen Jahren.

Es möchte hier der Ort sein die Poeta laureatus-Würde mit einigen Worten zu erläutern, denn, wenn ich mich nicht täusche, hat das Wort „Hospoet“ diesseits des Canals einen Klang, welcher der englischen Auffassung nicht ganz entspricht. Die Einen sind bei uns geneigt, den Poeta laureatus um dieser Auszeichnung willen als Dicht-

ter zu überschätzen, die Andern rangiren ihn
kurzweg unter die „Fürstendienner.“

Beide sind wohl einigermaßen im Irrthum. Wenn der König oder die Königin Großbritanniens, wie es Herkommen ist, einem englischen Dichter den Vorbeer verleiht, so hat die Nation den dazu geeigneten Namen lange vorher laut ausgesprochen und das Staatsoberhaupt vollzieht nur eine von der öffentlichen Meinung dictirte Handlung. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß der Laureat der absolut-besten nationale Dichter der Periode sei. Wer könnte bei der Mannigfaltigkeit der Kunstgattungen zwischen lebenden Dichtern mit solcher Bestimmtheit entscheiden? Wohl aber ist damit ausgesprochen: in seiner Richtung und seiner Begabung liege dasjenige in höchster Potenz, was unter seinen Mitbewerbern ihm die größte Anwartschaft auf jene besondere Auszeichnung gebe.

Dass beispielsweise Byron, obwohl ein so bedeutendes Meteor, nie für die Würde des Laureatenthums geeignet war, lässt sich mit Leichtig-

keit nachweisen, charakterisiert aber auch die Würde selbst. Sie verträgt sehr wohl den Cultus der Freiheit, aber nicht den der Sittenungebundenheit und der völligen Auflehnung gegen das der Mehrheit des Volkes Ehrwürdige.

Daneben verdient nun die Voraussetzung, als sei der Vorbeergekrönte als solcher schon in die Reihe der Nabobs erhoben, eine kleine Berichtigung. Wenn der damit verbundene Jahrgehalt nach deutschem Geldwerthe auch als sehr annehmbar bezeichnet werden kann, so verschwindet seine Bedeutung doch im Vergleich zu der schon oben berührten Einträglichkeit englischer Schriftstellerei. Nie kann die Freigebigkeit des englischen Staatsoberhauptes die Honorare eines beliebten und productiven englischen Schriftstellers wett machen. Wer das Glück hat, vom ganzen englischen Volke gelesen zu werden, kann dergleichen Zubussen entrathen.

Hieraus folgt aber, daß auch die Rückwirkung einer solchen Auszeichnung auf die schriftstellerische Unabhängigkeit des Betreffenden keine so gar große

zu sein pflegt, wobei allerdings die guten oder bösen Eigenschaften des Hofs, wie solche nun eben in den verschiedenen Zeitepochen mitbestimmend einwirken, in Betracht gezogen werden müssen. Denn die Protection der Großen war, wie man weiß, zu Zeiten ein offenkundiger Cultus der englischen Schriftstellerwelt, und man braucht nur die Widmungen in Addison's „Spectator“ aufzuschlagen, um zu erstaunen, bis zu welcher Tiefe ein Schöngeist jener Tage den Apollokopf vor irgend einem hohen Gönner zu neigen vermochte. Dergleichen war ein Gegenstand besondern Kunststils geworden und Dryden's Ruhm hat es kaum verkleinert, daß er Cromwell besang und die nämliche Leher sofort nach der Restauration in Hymnen auf Karl II. erschallen ließ. Sinecuren für Schriftsteller waren denn auch durchaus herkömmlich. Pope war Inspector von Marble Hill und fand gewiß um so weniger Sonderbares dabei, als gleichzeitig der Probst von St. Patrick erster Kellermeister und Aufseher des — Eishauses war. Rochester fungirte als Gent-

leman of the Bed-Chamber, Butler war Secrétaire des Earl of Carbury, Blackmore wurde als Belohnung für seine Dichtungen mit der Würde eines königlichen Leibarztes belehnt; den Poeten Denham glaubte die königliche Familie um seiner Poesien willen aussersehen zu müssen, um den Prinzen James nach Frankreich zu bringen; Cowley's zierliche Verse empfahlen ihn der Zuneigung seines Herrscherpaars in solchem Grade, daß er zum Deciffriren der Correspondenz zwischen König und Königin benutzt wurde.

Was nun den gegenwärtigen Poeta laureatus betrifft, so ist im Zusammenhange folgendes Biographische über ihn mitzutheilen:

In der Grafschaft Lincoln als der Sohn eines Land-Geistlichen im Jahre 1810, nach andern Angaben 1809 geboren, studirte Alfred Tennyson Theologie in Cambridge, trat bereits 1827 mit einer anonymen Gedichtsammlung hervor, ließ derselben 1830 eine zweite unter seinem Namen folgen, versuchte zwei Jahre später noch einmal sich durch eine Gedichtsammlung be-

kammt zu machen und zog sich dann, von dem geringen Erfolge aller dieser Publicationen und dem theilweise sehr scharfen Urtheil der Kritik eingeschüchtert, auf sich selbst zurück.

Erst zehn Jahre später, erschien er wieder vor dem Publikum, und zwar mit einer strengen Auswahl aus seinen früher veröffentlichten Gedichten, denen sich eine kleine Anzahl neuer zugesellt hatte, das Ganze unter dem Titel „Poems.“ Nunmehr wurde der Gereifte und Bielgeprüfte mit Beifall begrüßt und brach sich von diesem ersten wirklichen Erfolge an rasch Bahn. Im Jahre 1850 war seine Beliebtheit bereits eine so allgemeine, daß er die Erbschaft des durch Wordsworth's Tod erledigten Vorbeers ohne Widerspruch antreten konnte. Diese Gedichtsammlung und ebenso „Maud“, die „Königsdhyllen“, „In memoriam“ und die „Prinzessin“, in allem vier Bände, sind in der Leipziger Ausgabe erst im Jahre 1860 erschienen, wogegen seitdem der fünfte Band, enthaltend „Enoch Arden“, „Aylmer's Field“, „Sea dreams“ u. a. im Jahre 1864 unmittelbar

den englischen Ausgaben gefolgt ist; ein sechster Band, welcher die „Königsidyllen“ abschließt, ist im letzten Jahre veröffentlicht worden; er enthält neben kleineren Gedichten noch zwei größere erzählende Dichtungen: *The golden Supper* und *Lucretius*.

Eine im Kunsthändel erschienene Photographie Tennyson's zeigt uns den Sechzigjährigen noch im Schmucke vollen, dunkeln Haupthaares, wenn auch die Fülle oberhalb der Stirn sich schon in Spärlichkeit verkehrt. Dunkle Brauen, dunkle, stetige Augen, dunkler Vollbart, dazu eine energische, wohlgesetzte Nase — es sind Züge, die sich unwillkürlich als bedeutend und von ernster Wirkung dem Gedächtniß einprägen. Der Ausdruck hat etwas von einem Einsiedler.

Und das ist Tennyson auch ohne allen Zweifel, soweit man sich eben als Familienvater und Liebling der Königsfamilie vom Leben fern halten kann.

Einen Theil des Jahres pflegt er in seinem Landhause *Farringsford-House* auf der Westküste

der Insel Wight zu verleben. Die Lage des selben ist eine sehr einsame — er selbst beschreibt sie in dem Gedicht an den Pfarrer Maurice — und vermutlich glaubte Tennyson in diesem abgelegenen Inselwinkel seine Mäuse am sichersten geborgen, ohne den Forderungen der zumeist in Osborne verweilenden königlichen Familie völlig unerreichbar zu sein. Hierin hat er sich aber verrechnet. „Man wandelt nicht ungestraxt unter Palmen,“ — man ist nicht ungestraft berühmt. Neugierige und Bewunderer haben ihre Pilgerfahrten nach Tennyson's Eremitage seit einiger Zeit zu einer so gebieterischen Modesache erhoben, daß er, so heißt es, sich schier nicht mehr vor ungebetenen Gästen zu retten weiß. Wie weiland dem Bischof Hatto die Mäuse, so sind dem Laureaten seine Verehrer über das Wasser nachgeschwommen, und seit einiger Zeit zieht sich Tennyson bei Beginn der schönen Jahreszeit in einen noch abgelegeneren Theil Englands zurück, nach der Grafschaft Surrey. Auch mit Briefen belästigt man ihn in solchem Grade, daß er ohn-

längst in der „Times“ einen Hilferuf gegen diese papiernen Garotters ergehen ließ.

Wenn dies so ziemlich Alles ist, was sich über Tennyson's äußeres Leben sagen lässt, so hat seine berechtigte Scheu vor den herkömmlichen Geleitübeln eines öffentlichen Charakters allerdings das Ungenügende dieses Umrisses zu verantworten. In einem seiner Briefe über dies Kapitel spricht er geradezu die Meinung aus: die Biographie eines Menschen könne erst nach dessen Tode geschrieben werden. Da hätten wir dann freilich nur noch Nekrologie. Mit großer Entschiedenheit verwahrt er sich schon in mehreren seiner frühesten Dichtungen ganz ähnlich gegen die Neugier des Publikums. Eins dieser Gedichte mit dem Epitaph Shakespeare's als Motto:

„cursed be he that moves my bones“,
 („Verflucht sei Derjenige, welcher an meine Gebeine röhrt“), geht so weit: auch über das Grab hinaus das Privatleben des Dichters der Beurtheilung zu entziehen. Es ist an einen Freund gerichtet, der, obschon mit aller dichterischen Be-

gabung ausgestattet, doch der Poesie sich nicht zu gewandt habe. Dafür spendet das Gedicht ihm Lob. „Denn“, heißt es weiter, „nicht nur gewan- nest Du dadurch dauerhafteren Vorbeer, als der meine, Du entgehst auch dem Rooste Derjenigen, welche der Dichterfranz schmückt, und weder Narr noch Schurke werden Dein Grab zum Tummel- platz ihrer Orgien machen. Oder kann der Dichter jetzt, wie vor Zeiten, dahingehen, ohne daß, noch ehe er kalt ist, die Schmähsucht sich seines Andenkens bemächtigt? „Zeige aller Welt die Fehler, die er verbarg“, so heißt es jetzt, „brich Schloß und Riegel auf! Verrathe sein Ver- trauen! Laß Dir nichts zu heilig sein! Das vielföpfige Thier möge doch ja Alles erfahren!“ — O schmachvoll! War's denn nicht der Werth seines Sanges, was uns erfreute? War sein Leben denn ein öffentliches? War er ein wappenstolzer Staatsmann, war er ein König? — Nein, sein Bestes gab er der Nation, sein Schlimmstes be- hielt er für sich. Und darum: Fluch über die Narren und Schurken, welche seiner Asche keine

Ruhe gönnen. Machen sie doch beneidenswerth das unbeachtete Voos der kleinen Sänger in Busch und Hag, verglichen mit dem Voos Desjenigen, welcher mit seinem Sange laut und langathmig himmelan wirbelt und auf der Tempelschwelle des Ruhms in die Klauen des Asgeiers geräth, der das Herz des Sängers vor der gaffenden Menge zerstetzt."

So Tennyson über das schonungslose Ein-dringen in die Geheimwelt des Poeten.

Daz er für ihn, den Poeten, überhaupt eine völlige Ausnahmesstellung beansprucht, geht aus manchem andern seiner Jugendgedichte hervor; ja seine darin kundgegebene Auffassung des Dichters von Gottes Gnaden ist vielleicht die stolzeste, welcher je ein Dichter Ausdruck gab. In The poet's Song lässt er „den Dichter“ nach einem Sommerregen in's Freie treten und auf's Land hinauspilgern, während von den Thoren der Sonne ein leiser Wind haucht und zarte Wolkenschatten über die Weizenfelder dahinstreichen. Nun lagert sich der Dichter an einer ein-

samen Stelle und stimmt „eine laute und liebliche Weise an, so daß der Wildschwan hoch in den Wolken im Fluge inne hält und die Lerche aus der Luft herunterschwebt, um sich zu den Füßen des Singenden niederzulassen. Und ebenso unterbricht die Schwalbe ihre Insektenjagd, die Schnecke schlüpft unter ein nahe Zweiglein; mit dem Federflaum an dem blutigen Schnabel und sein Opfer unter dem kralligen Fuße steht der Habicht lauschend da, und die Nachtigall denkt: ich habe manch ein Lied gesungen, aber keins von so fröhlichem Klange wie dieses. Denn er singt, was werden wird, wenn die Jahre dahin gegangen sind“ — when the years have died away.

Man kann für die Macht der Poesie wohl billiger Weise keine höhere Staffel beanspruchen; wird hier doch keine Persönlichkeit aus der Fabelwelt gefeiert, nicht Linos, nicht Orpheus, nicht Amphion, nein, „der Poet.“

Und ebenso verherrlicht Tennyson die Poesie in dem schwungvollen Jugendgedicht The poet, das mit den Worten anhebt:

„Unter einem goldenen Himmelsstrich wurde der Dichter geboren, mit goldenen Sternen über seinem Scheitel. Und der Inbegriff alles Hasses, alles Spottes, aller Liebe — mit allem Diesen war er ausgerüstet.“

Oder wie es wohlslingender und prächtiger lautet:

The poet in a golden clime was born,
With golden stars above
Dower'd with the hate of hate, the scorn of scorn
The love of love.

Mit dieser hohen Meinung von der Sendung und dem Berufe des so Begnadeten stimmt es denn auch, wenn Tennyson, weit entfernt, sich mit der Kritik in ein exträgliches Verhältniß zu setzen, dieselbe in einem andern Gedichte aus jener frühen Periode gleichsam von der Höhe einer Wolke herab behandelt.

„Verstimme nicht das Gemüth des Dichters“, ruft er dem Krittler zu, „du, mit dem seichten Witze; verstimme es nicht, denn du kannst es nicht ergründen. Immer sollte es hell und sonnig sein und wie ein crystallner Fluß dahin flie-

then: hell wie das Licht und klar wie der Wind.— Sophist, du mit der finstern Braue, tritt nicht näher heran; heilig ist dieser Boden. Lächeln der Falschheit und frostiges Höhnen gehören nicht hierher. Ich will heiliges Wasser in die würzigen Blüthen der Lorbeerbüschle träufeln, welche dies Gebiet umgrenzen. Bei deinem grausamen Zurufe würden die Blumen welken, denn in deinem Auge ist Tod, in deinem Athem ist Frost . . .“

Und dann wird der Quell beschrieben, welcher in des Gartens Mitte sprudelt und ein Lied von nimmer sterbender Liebe singt — „das du, Sophist, aber nie hören wirst, denn dein Gehör ist zu stumpf, du bist zu schmutzig von Sünde, — in die Erde zurück entwiche der Quell, wenn du ihm nahe kämst.“

Man kann sich denken, daß die Kritik an diesen Ergüssen frühen Werthbewußtseins keine sonderliche Freude hatte, und zum Theil mag dadurch der lange Misserfolg Tennison's erklärt werden. Denn jene zweite Sammlung des zwanzigjährigen Jünglings enthielt denn doch bereits

die jetzigen Lieblinge des englischen Publikums, „Little Lilian“, „Mariana“ „Claribel“, „The Arabian Nights“ und andere Lieder von höchst eigenartigem Reize. Nicht minder zählen „The Lady of Shallot“, „The Miller's daughter“, „The May Queen“, „The Goose“, vor Allem „Margaret“, aus der dritten Sammlung, jetzt zu den populärsten Gedichten Tennyson's.

Diese Sammlung enthielt außerdem unter Anderm „The palace of Art“, worin das Wonnehaus und der Zauber Garten einer Seele geschildert werden, welche sich von der Menschheit absondert und mit der Wissenschaft sich selbst genug zu sein glaubt. Nach und nach — so geht die Erzählung weiter — zehrt ihr Feuer sich aber auf, ihre selbstsüchtige Abgeschlossenheit wird ihr zum Fluche, Sehnsucht nach Leid und Lust der Menschen nimmt ihr die Ruhe und den Frieden, und das prächtige Schloß, das sie als Herrin bewohnt, deucht ihr ein Kerker. Ich setze die letzten drei Verse hierher, da sie einen tiefen Blick in das Gemüth des Dichters gestatten und den

Kampf erkennen lassen, welchen er zu bestehen hatte, ehe er mit seiner reizbaren Natur von Neuem auf den Markt des Lebens hinaustrat. Nachdem er die Dualen der in ihrer Pracht vereinsamten Seele geschildert hat, schließt er nämlich wie folgt:

„Sie stöhnte: ach, mein Eingeweide glimmt,
Nichts giebt mir Antwort, nichts ringsum!
Was ist's, das meine Sünde von mir nimmt,
Bevor ich todt und stumm?“

Dann, als zu Ende nun der Jahre vier,
Ließ sie den Prunk der Majestät,
Und sprach: Baut dort im Thal ein Hütchen mir
Zu Buße und Gebet.

Ihn aber, den Palast, reiht ihn nicht ein,
Noch nicht, den Bau, so glatt gebühnt,
Vielleicht zieh'n Andre einst mit mir hinein,
Wenn meine Schuld gesühnt.“

In welchem Grade das rastlose Gedanken-Leben und -Weben des Dichters diesen, dem Witz und der Klugheit der Welt gegenüber, hilflos und absonderlich machen kann, hat wohl Niemand vor Tennyson mit so harter Selbstanklage in gleich rührender Weise ausgesprochen.

In diese Zeit dürfte auch das Gedicht „Die zwei Stimmen“ zu legen sein, das den Dichter mit Selbstmordgedanken heimgesucht zeigt. In gekürzter Form habe ich's pag. 45 mit eingereiht.

Ehe ich weiter gehe, mag hier betont werden, welche großen Schwierigkeiten der wortgetreuen Uebertragung solcher englischen Gedichte entgegenstehen, deren Ton vorwiegend lyrisch ist. Das ist freilich fast in keiner Sprache anders, denn die Lyrik entlehnt ja ihren wesentlichsten Zauber denjenigen Tönen, auf welche gerade das Gemüth der einen Nation, deren Sprache sie redet, gestimmt ist, und unzählige feine Bezüge in Melodie und Rhythmus schmeicheln sich in dem Lande des Dichters dem Ohr ein, während sie vielleicht im Auslande befremden und stören. Dies Sachverhältniß ist aber bei der Uebertragung englischer Gedichte demjenigen, der sie im Original kennt, ein besonders fühlbares. Schon die grenzenlose Weichheit der englischen Sprache, so ganz der duftverschwimmenden englischen Scenerie entsprechend, bietet dem englischen Lyriker Tonweisen, auf welche

wir unsere markiger accentuirende Sprache nie stimmen können. Es ist mir bei manchem englischen Gedichte und zumal bei manchem Liedchen Tennyson's, als hörte ich die feinvibrirenden Saiten einer Zither klingen. Andere, z. B. das Selbstgespräch des Bachs, erinnern an den unnachahmlichen Klang der Glasharmonika. Das ist etwas durchaus im Wesen der englischen Sprache, ja zum großen Theil in ihren Mängeln begründetes. Gewiß, sie reicht bei weitem nicht aus, um Alles das auszudrücken, was unsere deutsche Sprache auszudrücken vermag. Wo wir donnern, kommt sie oft kaum über das Lispeln hinaus. Aber wie versteht sie sich auch auf dies Lispeln! Und gerade dieser Zauber wohnt vielen Tennyson'schen Gedichten inne. Oft übersetzt, aber dennoch, wie mir eben danach scheinen will, ganz unübersetzbär ist z. B. sein häufig citirtes Gedicht „Lilian“, von welchem ich den ersten Vers hierhersetzen will, die Beschreibung der „lustigen, feenartigen, kleinen Lilly, die, wenn ich frage, ob sie mir gut ist, in ihre winzigen

Händchen klatscht und sich todtsachen möchte; denn sie will mir's durchaus nicht sagen, ob sie mir gut ist, die grausame, kleine Lillly."

Airy, fairy Lilian,
 Flitting, fairy Lilian,
 When I ask her, if she love me
 Claps her tiny hands above me,
 Laughing all she can:
 She'll not tell me if she love me,
 Cruel little Lilian.

In solchen kleinen Kabinetstückchen zierlicher Naivität muß man den Dichter ganz zu würdigen im Stande sein, um den Schlüssel für seine zum Theil so erstaunlichen Wirkungen zu finden. Denn seine Begabung nach dieser Seite hin ist eine so große, daß er nie und nirgend in's Süßliche und Leere verfällt, wie dies gerade bei dieser spielenden Gattung so sehr leicht geschieht. Rückert's Schalkhaftigkeit und Hebel's Naivität vereinigen sich in ihm mit der glücklichen Fähigkeit, in diesem reinigenden Spiegel selbst das moderne Leben uns anmuthig vor die Seele zu gaukeln. Eine ganze Serie berückender kleiner

Porträts vertritt schon in den erwähnten beiden Sammlungen dies so selten mit Glück gepflegte Genre. Welche Anschauslichkeit z. B. in dem neckischen Bilde Madeline's! „Inmer wechselst du,“ heißt es da, „bist jeden Augenblick eine andere; Licht und Schatten lösen einander ab; jetzt reizendes Aufbegehren, jetzt spielendes Bösesein; wahrlich, das Hinschmachten in goldigen Träumen ist dir so fremd, Madeline, wie die schlaftrige Mittagsstille eines Sommertages. Gewiß, in der Kriegskunst der Liebe suchst du, Lächelnde, Dräuende, deinen Meister! Diese Offenbarungen hütet dein Mund. Aber ob dein Lächeln oder dein Stirnrunzeln süßere Gewalt hat — wer vermöchte es zu sagen? denn da verstehst du dich zuerst auf ein leises Brauenzucken, das die himmlischen Augen nur eben, eben überschattet; dann wieder hast du ein Zürnen, das wie goldene eingefranzte Wölckchen dahin zieht. . . .“

Und so geht es in dem zierlichen Gedichte fort, bis alle Aprillaunen Madeline's an der Stufenleiter ihrer beweglichen Mienen ihr vorgehalten

find und der Liebhaber nun rathlos fragt: was thun? „denn plötzlich scheint mir's, als ob der Wind der Leidenschaft aufspringe und siehe, da knistert's und flackert's um dich wie ein feines Feuer. Mein' ich dann, dir die Hand küssen zu dürfen, ja, da auf einmal verfinstert sich dein Blick und deine schwarzen Brauen drohen zu wettern. Gut, nun wende ich mich zum Gehen. Aber gleich hast du ein Lächeln zur Hand, in das du mich wie in ein goldenes Netz einfängst. Und nun, wenn ich, halb toll vor Glück und Seligkeit, wenigstens die Spitzen deiner Finger zu küssen wage, nun errötest du schon wieder in hellem Zorn und die schwarzen Brauen wölben sich strafender als je.“

Der nämlichen Tonart, wenn auch zum Zwecke ganz anderer Charakteristik, gehören „Adeline“ an, nicht minder „Margaret“, „Eleanore“ und einigermaßen auch „Isabel“, in welchem letzteren Gedichte aber das Pathos der Bewunderung sich schon in die Regionen der Sittengesetze versteigt und dadurch an poetischer Schlichtheit verliert.

Eine andere Gattung seiner Gedichte hat bestimmte Charaktere in scharf begrenzten Lebenslagen zum Vorwurf. Dahin zählt vor Allem das düster gefärbte Gedicht „Mariana“, das die grenzenlose Lebensmüdigkeit einer Verlassenen schildert, wo jeder Vers mit den Worten schließt:

Sie sprach: „Ich bin so müde, müde;
Ich möcht', ich wäre todt!“

Die Einsamkeit, die Gebrochenheit, die innere und äußere Dede sind wohl kaum je in gleich überwältigender Weise zum Ausdruck gebracht worden. Alles tritt uns wie unter der Loupe deutlich und fast greifbar entgegen. Es ist in seiner Art ein vollendetes Gedicht, wenschon über die Berechtigung des Themas und seiner beklemmenden Vorführung sich streiten läßt.

Nicht minder gehört in diese Kategorie „Locksley's Hall“, dasjenige Gedicht, welches in England für Tennyson's eigentliches Meisterstück galt, bis „Enoch Arden“ und dessen großer Erfolg es in die zweite Linie zurückdrängten. Locksley's Hall heißt das Stammeschloß, in welchem der

ungenannte Held des Gedichts seine Jugend verlebte, das er jetzt — eine Art von Freibeuter — nach vielen Jahren wieder sieht und bei dessen Anblick seine ganze Vergangenheit mit allen Enttäuschungen noch einmal lebendig vor seine Seele tritt. Es ist ein bitterer, zorniger Aufschrei gegen die Schlechtigkeit der modernen Gesellschaft, gegen die Seelenkleinheit des modernen Weibes, gegen Alles, was die „falte Moral“ auf den Thron erhoben hat.

Für deutsche Leser und Leserinnen, die ja der Lyrik ungern länger als auf kurze Augenblicke ihr Ohr leihen, ist „Locksley's Hall“ bei weitem zu lang, eine Eigenschaft der meisten Tennysonischen Gedichte. Dies braucht natürlich auf seine ebenfalls umfangreichen erzählenden Gedichte keine Anwendung zu finden, da diese schon mehr demjenigen Bedürfnis entgegen kommen, welches bei uns die Novelle oder der Roman befriedigt.

Fast alle seine größeren Gedichte streben übrigens weit über die Gefühlswelt hinaus und viele wagen sich an Erörterungen, wie sie auf

diesem Gebiete bei uns nicht gar häufig versucht worden sind; so das schon citirte „Locksley's Hall“; so jene „zwei Stimmen“, worin die Chancen des Selbstmörders durch alle Irrwege der Casuistik verfolgt werden; so fast die ganze Sammlung In memoriam; so „Liebe und Pflicht“, das an dieser Stelle nicht übersehen werden darf. Denn Pflicht heißt das Wort, welches Tennyson vor allem und immer wieder betont, und aus wie lachenden Augen seine Muse auch zu blitzen und wie nedisch sie zu scherzen weiß, das Maß erfüllter oder nicht erfüllter Pflichten ist doch zuletzt der einzige Gradmesser für das, was sie lobt oder tadeln.

So hebt jenes letztere Gedicht denn auch mit der Frage an:

Was ist die Frucht von Liebe, die hienieden
 Ihr Ziel verfehlt? Gebrochne Herzen, Thränen?
 Oder ist's etwa, als ob nie sie war?
 Nicht so! —

Und nun heißt es weiter: „Alles dient ei-

nem Zweck, selbst der Irrthum, selbst die wahn-
sinnige Auflehnung gegen die ewige Weltordnung,
selbst die Sünde, — wie sollte nur das größte al-
ler Wunder, die Liebe, wenn einmal todt, nichts
weiter sein als Staub am Heerwege? Wenn dem
so wäre, besser dann gleich mit engem Hirn ge-
boren sein und einem Stein statt dem Herzen.
Wie? Bin ich denn durch deine Liebe nicht ge-
adelt worden, nicht dreimal minder unwürdig ge-
worden als ich es war? Und auch du, auch du
wurdest mehr und Größeres durch meine Liebe.
Warte ab! Die Sonne will ihre Zeit zum Um-
lauf haben. Mein Glaube an die veredelnde
Macht der Zeit ist ein großer. Oder wird mir
Einer sagen: Wenn selbst aus der Sünde Segen
sprießt, warum nütztet ihr dann nicht die Zeit?
Dem muß ich antworten: Weil ich das Rechte er-
kannt hatte, darum that ich das Rechte. Denn
kein Mensch ist Gott, aber wohl ist er am gott-
ähnlichsten, wenn er sich selbst am treuesten ist."

Und so eingeführt, folgt dann eine Schilderung
jenes Abends, wo Beide über ihrer Liebe zu ein-

ander die ganze Welt vergaßen und nur einzig sich leben zu können meinten. Die Leidenschaft kommt in ihrer vollen Glut zu Worte, die Vernunft ist durch die Empfindung entwaffnet, die Besonnenheit hat ihren letzten Halt verloren. Aber nach und nach gewinnt die dunkle Ahnung der Schuld und der Reue, der sie entgegentauemeln, die Oberhand. Pflichten, die ihnen heilig waren, richten sich abmahnend vor ihnen auf. Sie erwachen aus ihrer Verzauberung; mit Schmerzen reißen sie sich von einander los, nicht ohne das Schicksal zu verwünschen und allen Muth und alle Lebensfreudigkeit in ihren Seelen geknickt zu fühlen. Dass Muth und Lebensfreudigkeit dennoch wieder in ihm wie in ihr auferstehen sollen und müssen, das will dies noch aus bekommener Brust sich losringende Gedicht ihr zurufen und aus den Thränen bittern Entzagens will es Kraft schöpfen für besere Tage.

Den eigenthümlichen Ton dieser von Schmerz und Wonne wild durchwühlten Dichtung wieder-

zugeben, ist der prosaischen Umschreibung natürlich nicht möglich. Auch kommt es hier ja lediglich darauf an, die Richtung des Dichters an hervorragenden Beispielen anschaulich zu machen.

Ein anderes Gedicht, das von dem Widerwillen Tennyson's gegen leichtsinnige Abenteuer beredtes Zeugniß ablegt, ist seine ergötzliche Strafpredigt an Lady Klara Vere de Vere. „Drei Jahre“, heißt es darin, „sind erst vergangen, seit sich der Sohn des alten Gärtners das Leben nahm und zwar Eure wegen, denn Ihr hattet ihn mit Liebeshoffnungen gefirrt, und dann auf einmal kehrtet Ihr gegen ihn die große Dame heraus; und jetzt Lady Klara Vere de Vere, jetzt möchtet Ihr mit mir anbandeln? So wisset denn, daß mein Stolz noch weit größer als der Eure ist, ja, daß ich so stolz bin, Stammbäumen und Ahnenregistern nicht im mindesten nachzufragen. Aber Ihr habt schier den ganzen lieben Tag nichts zu thun, und blühend vor Wohlleben und Gesundheit, wie Ihr seid, reitet Euch der Teufel mit bösen Gedanken. Ei, giebt es denn unter dem Thore

Eures Schlosses keine Bettler zu speisen? Könnt Ihr die Waisenkaben auf Euren Gütern nicht lesen lehren? Könnt Ihr die Waisenmädchen nicht im Nähen unterrichten? Laßt mich doch meiner Wege gehen. Bei mir holt Ihr Euch keinen Ruhm.“

So der Jüngling Tennyson; denn diese Scene zwischen Joseph und Potiphar, spielte oder wurde wenigstens gedichtet, schon vor dem Jahre 1833, also ehe er die Hälfte der Zwanziger erreicht hatte. Ein absonderlicher Poet, werden Manche sagen, jedenfalls mehr Moralist als Dichter. Und in der That, wenn Shelley mit dem so oft von seinen Bewunderern wiederholten Aus- sprüche recht hat:

Es nährt der Dichter sich von Ruhm und Liebe

(The poet's food is love and fame)

so mag Tennyson, der die Pflicht „seine Braut“ nennt, sehen, wie er mit seinen Ansprüchen auf den Parnass durchkommt.

Auch findet sich unter allen seinen Gedichten

nicht ein einziges, welches beispielsweise zu Schlüssen auf Diejenige berechtigte, welcher er sich für's Leben verband. Er lässt uns nicht nur über seinen Liebesfrühling völlig im Dunkeln, er gönn't uns auch nicht einmal den Einblick in einen einzigen Tag, in eine einzige Stunde jener Zeit.

Dennoch beweisen wohl schon die oben erwähnten weiblichen Portraits zur Genüge, daß er nicht in den Irrthum versallen ist, Gott Amor überhaupt von dem Verkehr mit seiner Muse auszuschließen. Im Gegentheil führt er uns auf die Spur gar manches schönen Kindes und was seine Art und Weise von der sonst wohl gebräuchlichen unterscheidet, ist bei diesem Thema weit weniger der Grad der Gluth als derjenige der Discretion. Unter den Gesetzen dieser letztern, fühlt man, ist fast jedes dieser Gedichte entstanden und nicht selten möchte die Neugier ihm deshalb grossen.

Will die reiche Auswahl anmuthiger Liebesgeschichten, von welchen er weiter zu berichten weiß, obschon in erster Person erzählt, doch ausdrücklich nicht als eine Reihe von Erlebnissen des Dich-

ters angesehen sein, wie allemal das Ende erkennen läßt. „Die Müllerstochter“, „die Gärtnerstochter“, „Edwin Morris“, selbst „die sprechende Eiche“, in deren Schatten wir, einen ganzen Brautstand erleben, alle sind auf dem Boden von Beziehungen aufgebaut, welche nicht diejenigen des Dichters selbst sind. Und ohne Zweifel spricht Tennyson sein eigenstes Gefühl aus, wenn er in einem dieser Gedichte die Liebe sagen läßt:

Nicht vergeb' ich leicht
Dem, der des Herzens heimlich Brautgemach
Weit öffnet für das helle Tageslicht.

Zu diesen Dichtungen, welche mehr oder weniger an der Sonnenseite des Lebens gezeitigt erscheinen, gesellen sich noch, als theils durch sinnliche Glut, theils durch Farbenpracht besonders ausgezeichnet, die „Erinnerungen an Tausend und eine Nacht“, „das Meermädchen“, „der Meeremann“ und „Fatima“, das letztere Gedicht ein beredter Ausdruck südlich weiblichen Sehnens, die erstern drei in jenem kindlichen Tone gehalten, dem fortwährend vor Staunen und Festseligkeit die Au-

gen übergehen möchten und in welchem Tennyson schier jedes Ding bei seinem Namen nennen könnte, ohne daß sich Arges dabei denken ließe. Diese Seite seiner Kunst, die bei ihm den Stempel der größten Natürlichkeit trägt, wird schon um ihrer Seltenheit willen nicht gering anzuschlagen sein. Er weiß mit solchem Zurückgreifen in die naiv=empfänglichste Zeit des Sinnenslebens seine Gegenstände in eine so sonnige Beleuchtung zu rücken, daß uns alles rings wie aus einer märchenhaften Welt anmuthet und wir uns wie in die Zeit zurück versetzt erscheinen, wo vor unsern entzückten Augen die Wunder einer Laterna magica zum ersten Mal ihr Wesen trieben. In solchem Lichte zieht in jenen „Erinnerungen an Tausend und eine Nacht“ die ganze Pracht der Khalifenstadt an uns vorüber; wir sehen die Brücken, die Straßen, die schaukelnde Barke, die Springbrunnen, die Rasensitze, die Gärten, den Palast, das schöne persische Mädchen und ganz zuletzt ihn selbst, „den guten Harun-Al-Raschid“, und fragen uns am Schlusse des Gedichts mit

unwillkürlichen Lächeln, was nur der Dichter aus uns verständigen Leuten gemacht hat? — Auch bei dem Gedichte „Meermann“ geht es uns kaum anders. Was kümmert uns das Kinderpiel „Wer will Meermann sein?“ und was brauchen wir von den Vorrechten des übermüthigen Meermanns zu wissen und von der Art, wie er den Meermädchen mitspielen will? Dennoch lauschen wir wie in der Wunderstimmung früher Kindheitstage und lauschen erst recht, wenn nun auf die Gegenfrage „Wer will Meermädchen sein, wer will allein tief unten im Meere sitzen und die goldenen Haare mit einem Perlenkämme strähnen?“ die Antwort erfolgt, „ich will das schöne Meermädchen sein, ich will den ganzen Tag unten sitzen, mich mit einem Perlenkämme strähnen und dazu singen: Wer liebt mich? Wer liebt mich nicht?“ — Und wir verlieren noch keineswegs die Geduld, wenn die fecke Kleine sich's weiter ausmalt, wie sie ihr Haar kämmen wolle, bis sie einer goldenen Fontaine ähnlich sehe, bis die Seeschlange aufwache und nach ihr schiele.

und alle Meermänner rings vor Liebe zu ihr ver-
gehen möchten. Und wie sie dann hierhin und
dahin entschlüpfen werde und alle ihr nach; aber
küssen lasse sie sich einzig von dem König der Meer-
männer und der müsse dann sterblich in sie
verliebt sein und um sie werben und zu guter
legt sie heirathen.

Wenn alle diese Richtungen jene Grenze nicht
überschreiten, jenseits welcher die Anziehungen
rein persönliche werden, so bildet von dieser Re-
gel eine auffallende Ausnahme, das bereits in dem
Vorwort erwähnte „Come not when I am
dead“ . . . das sich etwa wie folgt verdeutschen
ließe:

„Komm' nicht, wenn ich nun todt
Und nehe nicht mein Grab mit eiteln Zähren,
Tritt nicht um's Haupt mir ohne Noth,
Stör' nicht den Staub, dem nichts du wollt'st gewähren.
Mein sei des Sturmes Lied, des Hähers Schrei, —
Geh' du vorbei.

Kind, elend wie ich bin, was wäg' ich's lang:
· Ob du an mir gefehlt, — gesündigt hast?
Nimm wen du willst, — die Zeit, sie macht mich krank,

Und Rast nur heisch' ich, Rast.
Geh', schwaches Herz, — laß liegen mich, wo's sei,
Und geh' vorbei."

Es mag mir gestattet sein, zu besserem Verständniß meines Gegenstandes, schon an dieser Stelle Einiges über die Vortragsweise und die Form Tennyson's einzuschalten. Bei dem großen Reichthum der englischen Lyrik kann es kaum fehlen, daß sich auch dort ein Dichter an und aus dem andern entwickelt. Nicht minder stehen dem englischen Dichter zumeist die Musterbilder in den todten und lebenden Sprachen zur Verfügung. Tennyson insbesondere darf für einen Kenner unserer deutschen Literatur gelten. Schon seine Beziehungen zu dem Prinzen Albert brachten das mit sich.

Dennnoch würde sich schwer nachweisen lassen, welcher Dichter ihn vorzugsweise beeinflußte; von englischen, außer Southey, Coleridge, Wordsworth und Sheldley, wohl noch zumeist vielleicht Milton, wie er denn auch gleich diesem mit Vorliebe sich des ungereimten Iambus (des englischen blank verse)

bedient, von welcher Dichtart Dr. Johnson sagt: „Bediene sich ihrer, wer sich fähig glaubt Stau-
nen zu erregen; wer nur hoffen kann zu gefal-
len, der erniedrige sich zum Reim.“ In dieser
bequemen, aber gefährlichen Dichtungsweise sind
die „Königs-Idyllen“ geschrieben, ferner „Enoch
Arden“, „Aylmer's Feld“, „Die Seeträume“,
„Der Bach“, „Ulysses“, „Saint-Simeon Styli-
tes“, und noch eine große Anzahl anderer Gedichte
Tennyson's. Außerdem hat er Vieles in Reime
gebunden, ohne übrigens sich immer hinsichtlich
der Zeilenumenge und der Abgrenzung des Ge-
dankens innerhalb bestimmter Maße beengen zu
lassen. Die italienischen Formen cultivirt er fast
gar nicht. Nach altklassischen Mustern dichtete er
nur einige wenige als „Experiments“ bezeichnete
Versuche.

Wollen wir in Deutschland nach einem Dich-
ter suchen, welcher Manches in einer ihm ver-
wandten Weise erzählt, so würde ich nur Hebel
zu nennen, der ja auch mitten im Gespräch ein
Thema aufzunehmen und wieder fallen zu lassen

liebt, wobei freilich der bärisch schalkhafte Hebel über weit hellern Humor verfügt, während Tennyson wiederum durch Gedankentiefe, Anschaulichkeit, Weltblick und Neuheit der bildlichen Ausdrücke überrascht und fesselt. Als Beleg für jene Eigenthümlichkeit Tennyson's gebe ich hier in gefürzter Form eine seiner neuesten Dichtungen.

Die Großmutter.

Und so denn sagst Du, Klein-Nennchen,
 Mein Welt'ster, der Wilm ist todt?
 Ei, ei der kräftige Bursche
 Mit den Wangen so weiß und roth!
 Und Du sagst, die Frau hat's geschrieben? —
 Er hörte mich damals nur nicht;
 Sonst hätt' er sie nimmer genommen;
 Die war kein Kirchenlicht.

Und weißt Du, ihr Vater, Klein-Nennchen,
 Der knappte sich nie was ab;
 Wußt' nie nicht Wirthschaft zu führen,
 Und trank sich endlich in's Grab.
 Sie selbst hatt' ein artig Gesichtchen,
 Doch rieth ich ihm nimmer zu,
 Er wollte nicht hören — Und also
 Jetzt schreibt sie: er ging zur Ruh?

Ei, just mein Welt'ster, mein Herzblatt,
 Der Schönste vom ganzen Nestl
 Es konnt' ihn Keiner zwingen,
 Er stand wie ein Berg so fest.
 Was sagte noch der Doctor,
 Als er ihn zuerst geseh'n?
 Kein solches zweites Kind gäb's,
 Da woll' er gut für steh'n.

Die stärksten Arm' und Beine,
 Dabei die schweigsamste Jung',
 Und ich ihn nun überleben —
 Er war doch noch so jung!
 Ich kann nicht um ihn weinen,
 'S ist bald auch meine Zeit,
 Ich seh' ihn ja um so früher,
 Er wohnte gar so weit.

Du guckst mich an, Klein-Aennchen?
 Das klingt Dir wohl hart und kalt?
 Aber sieh, meine Kinder sind alle
 Ja todt und ich bin so alt.
 Ich kann den Wilm nicht beweinen,
 Noch sonst wen, der von mir ging;
 In Deinem Alter, Klein-Aennchen,
 Da war das ein qnder Ding,

Da weiß ich einen Bank noch,
 Mit Deinem Vater, Kind —
 Um ein Geträische war es,
 Da weint' ich mich halb blind.
 Sagt' ich mit Deinem Vater?
 Nein, 's war ein gut Theil eh'r,
 Deinen Großvater mein' ich, Klein-Aennchen,
 'S ist siebenzig Jahre her.

Nun, das sind alte Scharteken,
 Wir liebten einander doch;
 Und die Hochzeitsglocken klingen,
 Mir immer im Ohre noch.
 Aber das erste, das ich geboren,
 Das arme Kind war todt.
 O, das Leben ist Licht und Schatten,
 'S ist dornig und rosenroth.

Und jamais zuerst gedacht' ich
 Des Todes und seiner Saat;
 Da lag das kleine Wesen,
 Das nie einen Athemzug that;
 Und ich habe geweint und gejammt,
 So lang' noch ein Tröpfchen rann,
 Denn es hatte gekämpft um sein Leben,
 Man sah's ihm noch deutlich an.

Es stand in seinem Gesichtchen
 So born wie Mühsal und Schmerz,
 Und all' sein Ringen vergebens —
 Mir wandte sich schier das Herz.
 Ich kann um den Wilm nicht weinen,
 Er hat ja geschafft und gestrebt,
 Doch ich weint' wie ein Kind um das Kind,
 Das schon todt war eh' es gelebt.

Und mein Mann, der hat mich getröstet,
 Er war eine Perle von Mann,
 Nur etwas eigenfinnig,
 Das sind sie so dann und wann;
 Doch als nach manch' glücklichem Jahre
 Der Tod uns beide getrennt,
 Da hab' ich nicht weinen können —
 Mit mir ging's ja auch schon zu End'.

Ich hätte, wenn Gott es so wollte,
 Gar gern mich zur Ruhe gelegt,
 Am liebsten mit ihm, zu zweien,
 Wie wir uns gehetzt und gepflegt.
 Und das sind nun zehn Jahre,
 Wenn nicht wohl gar noch mehr,
 Doch seh' ich ihn immer noch um mich,
 Mein Zimmer wird nie ganz leer.

Und auch mein Aennchen, mein eig'nes —
 Es starb schon im zweiten Jahr,
 Ein Aennchen wie Du — das seh' ich
 Noch ganz wie's damals war.
 Es klettert über die Tische
 Und möchte noch höher hinaus,
 Derweil mein Belten im Hose
 Und mein Peter im Felde draus.

Und ich kann sie hier Beide hören:
 Der Eine singt und pflichtigt,
 Und der Andre kommt an die Thüre
 Und winkt mir so recht vergnügt;
 Und setzt sich hier an mein Bett —
 'S ist mir als wie im Traum —
 Und ob sie nicht noch am Leben,
 Ich weiß es ja selber kaum.

Und doch gestorben sind sie,
 Im sechzigsten Jahre der,
 Und der Andre, Dein Vater, Klein-Aennchen,
 Bracht's noch auf fünf Jahr' mehr.
 Und der Wilm bracht's gar auf siebzig —
 Schrieb's nicht die Wittwe heut'?
 Ich kannte sie Alle als Kinder
 Und nun sind's ältliche Leut'!

Aber mein ist die Zeit des Friedens
 Und fröhlich ist mein Geist,
 Mir ist's wie vor Jahren zu Hause,
 Ja da, da treib' ich's zumeist,
 Und die Nachbarn kommen und plaudern,
 Wir sitzen im Abendwind,
 Und wir lachen gar oft über Dinge,
 Die längst vergangen sind.

Der neue Pastor freilich,
 Der will: man soll traurig sein;
 Aber mein ist die Zeit des Friedens
 Und Gott wird ja auch wohl verzeih'n.
 Daß Er, und nicht etwa Menschen,
 Uns richtet, das ist mein Horr,
 Und in dem Buch hier, Klein-Nennchen,
 Steht gar manch' Friedenswort.

Und das Alter gehört dem Frieden,
 Wenn nur die Gebrechen ihm fern.
 Und zwei Mal möcht' ich nicht leben,
 Doch einmal lebt' ich ganz gern.
 Und glücklich bin ich gewesen,
 Jetzt werd' ich schon müder zumal,
 Ja, in Deinem Alter, Klein-Nennchen,
 Da weint' ich gar manch' liebes Mal.

Und so wär' er denn also gestorben,
 Den einst ich gewiegt auf den Knie'n?
 Aber 's ist ja nur um ein Stündchen,
 Wie sollt' ich denn weinen um ihn!
 Was sag' ich, um eine Minute,
 Von diesem Zimmer in das;
 Ich hab' keine Zeit mehr zum Weinen,
 Ich geh' ja schon selber fürbaß.

Und das ist der Brief, d'rin sie's auffschrieb?
 Sie war nimmer ein Kirchenlicht!
 So gieb mir die Brille, Klein-Nennchen,
 Noch hab' ich, Gottlob, mein Gesicht.
 Und wie ich Dir sagte: Dein Erbtheil —
 'S ist freilich der Rede nicht werth,
 Doch hab' nur Geduld mit der Alten —
 Sie macht Dir nicht lang' mehr Beschwerd'.

So weit dies für Tennyson's Weise besonders characteristische Gedicht; die Gedächtnisschwäche des Alters und daneben das fröhliche Gerüstetsein für die letzte Reise ist wohl nicht oft in ergreifenderer Weise veranschaulicht worden.

Was Tennyson's Bildersprache betrifft, so ist er nach dieser Seite hin in ungewöhnlichem Grade ein Reformer. Er bringt, im Gegensatz zu ver-

landläufig abgegriffenen Münze, fast durchweg neu geprägtes Geld auf den Markt. Das macht seinen Uebersezern dann zuweilen nicht geringes Kopfsbrechen, zumal wenn es ihm einfällt sich eigens ein neues Verbum zu seinem Zweck zurechtzumachen, wie z. B. das Wort „to isle“, meines Wissens vor Tennyson nicht bekannt und das Abgrenzen auf einer Insel ausdrückend. Er bedient sich dieses Worts beispielsweise in seiner Ode auf Wellington, um die Sonderstellung der englischen Nation im Gegensatz zu den Festlandbewohnern zu bezeichnen und ebenso, um in „Enoch Arden“ das Wasserreflexbild der von Wolken verdunkelten Sonne als eine Art Lichtinsel vorzuführen. Das sind aber Ausnahmen. Zumeist gelingt es ihm mit dem gebräuchlichen Wortvorrath auszureichen, ohne dennoch abgenutzte oder halb nur passende Bilder zu entleeren. Seinehn Bilder sind im Gegentheil meist phantasievoll und scharf bezeichnend. So meint er, als Enoch in Fächern und Regalen Alles untergebracht hat, was seine Frau zu ihrem Kramhandel braucht,

Natur selbst schaftet kaum mit größ'rer Sorgfalt
Samen und Blüten ein,
und weiß hierdurch unserm Anschauungsvermögen auf zierliche Art zu Hülfe zu kommen.

Auch scheint mir in demselben Gedicht ein ebenso glücklicher wie anmutiger Vergleich, wenn es bei der Auffindung des Müllers seitens der ihn suchenden Kinder heißt:

Gleich der Arbeitsbiene
Im Blüthenstaub, so fanden sie ihn, weiß
Vom Mehlstaub seiner Mühle.

Vortrefflich stimmend ist ferner der Vergleich des verschollenen Enoch mit einem in der Ferne unsern Augen Entschwindenden:

Denn schon erschien der Vater ihnen gleichsam
Nur noch ein Traum, ein ungewisser Schenen,
Undeutlich wie im frühen Morgengrauen
Ein Menschenbild, das fern an eines Baumgangs
Entleg'nem Ende unserm Blick entschwindet, —
Wohin? wir wissen's nicht.

Oder an einer andern Stelle, wo von Enoch's gläubigem Trostsprechen die Rede ist und von seines Weibes halbem Zuhören:

Ob sie ihn hörte, hörte sie doch nichts . . .
 Gleichwie im Dorf das Mädchen, das den Krug
 Vor's Brunnenrohr gestellt, desjen'gen denkend,
 Der ihn ihr sonst wohl füllte, hört und doch auch
 Nichts hört und überlaufen lässt das Wasser.

So auch werden die bösen Gedanken einmal mit Schlangeneiern verglichen, die ja bekanntlich laichartig an einander hängen:

Auf Schlimm'res spielte spottend einer an,
 In dessen Hirn, gleichwie die Schlangeneier,
 Böse Gedanken aneinanderklebten.

Und als in den „Königs-Idyllen“ die listige Schmeichlerin Vivien dem greisen Zauberer Merlin über's Meer gefolgt ist, um ihm das Geheimniß seiner Zauberkünste abzulocken und nun auf dem Knie des leise sie Abwehrenden sich schaukelt und ihn mit Liebesniedereien bethört, da sagt sie:

„Doch Du bist weis' und sagst es; ich will glauben,
 Dass Schweigen Weisheit ist, — wohllan, ich schweige,
 Und forbre keinen Kuß.“ Dann plötzlich rufend:
 „Und schau', ich kleide mich in Weisheit!“ zog sie

Den großen zott'gen Mantel seines Bartes
 Um ihren Hals und Busen bis an's Knie,
 Und sprach, sie sei die goldne Sommerfliege,
 Die hier im wilden Wald in seinem Netz
 Ein großer alter Spinnenunhold fing
 Und fressen wolle, ohn' ein Wort. — So sprach sie,
 Doch schien sie mehr ein schöner Unheilstern,
 Gehüllt in grauen Dunst.*)

An einer späteru Stelle aber, wo Vivien sich
 in ihren Ränken von Merlin durchschaut sieht
 und plötzlich ihre Fassung verliert, steht sie, nicht
 etwa wie es sonst zu heißen pflegt: „vom Blitz
 getroffen“ da, sondern „steif wie eine erfrornte
 Viper.“

Auch für Vivien's verderblichen Einfluß auf
 die Männerwelt erhalten wir ein Bild von
 schöner Deutlichkeit, „dein“ heißt es

Dem Magnete gleich
 Zog aus dem Herzen sie der ältesten Kämpfen
 Die Eisentheile, ob auch längst schon rostig.

*) Nach der Uebersetzung von Werner Scholz.

Und in „Locksley Hall“ heißt es, von den wachsenden Ansprüchen des Volks und der sicher dem Volke gehörenden Zukunft: „Langsam kommt das hungernde Volk heran, vergleichbar einem Löwen, welcher ein dahinschwindendes Feuer umkreist, hinter dem ein halb schon vom Schlaf Umfangener schwankend und nickend sitzt.“

In welchem Grade Tennyson aber eine Scene deutlich greifbar hinzustellen weiß, dafür mag aus „Enoch Arden“ noch folgende Stelle als Beleg dienen, die Schilderung dessen, was der Verschollene und Heimgekehrte beim nächtlichen Hineinblicken in das behagliche Daheim der Seinen gewahrt:

Denn auf dem wohlgebohnten Tische blinkt' es
Von Silberzeug und Tassen; heiter lachte
Der Herr; und rechts am Herd saß Philipp selbst,
Der einst gering geschätzte Werber, kräftig
Und rosig roth; auf seinem Knie sein Kind;
Und über ihren zweiten Vater lehnte
Ein Mädchen, eine andre Anna Lee,
Nur haltungsvoller, blond und hohen Wuchses,
Mit aufgehob'ner Hand an einem Bunde

Ein Ringlein schwingend, um das Kind zu necken,
 Das seine runden Aermlein, wie zum Fangen
 Ausstreckte und stets fehl griff, und sie lachten.
 Und links vom Herd erblickte er die Mutter,
 Wie sie dem Kinde zusah, doch dazwischen,
 Zu ihrem Sohn gekehrt, der groß und stark
 An ihrer Seite stand, ihm dies und das,
 Was ihm schon recht war, sagte, denn er lachte.

Ich wende mich nun zu den vornehmlich dem Sagengebiet entlehnten Dichtungen Tennyson's.

Mit großem Glück bebaut er das Feld der ritterlichen Romantik, augenscheinlich den Spuren Milton's folgend, der sich lange mit dem Plane eines größern Gedichts aus der Zeit des sagenhaften Königs Arthur trug. Die schon flüchtig berührten „Königs-Idyllen“ erzählen von vier Frauengestalten jenes Sagenkreises: zu erst von Enid, welche ihres Gatten Liebe durch ein Missverständniß einbüßt und dann große Noth erduldet, bis sich sein Gemüth endlich ihr wieder zukehrt; demnächst von Vivien, welche König Arthur zu umstricken suchte und nach dem Misslingen dieses Anschlags den greisen Zauberer Merlin, wie schon erwähnt,

in dem Netze ihrer Schmeicheleien fängt, so daß er ihr seine Zauberkünste verräth, die sie dann sofort gegen ihn anwendet und ihm dadurch den Untergang bereitet; darauf von Elaine, welche sich in den Ritter Lancelot verliebt, den Buhlen der Königin Guinevere; und endlich von dieser selbst und ihrer Flucht in's Kloster und ihrem bußfertigen Tode daselbst.

Die Bezeichnung Idylle ist hier nicht in dem gewöhnlichen Sinne benutzt worden. Der Charakter des Ländlichen tritt durchaus zurück, sowie man sich überhaupt in England gewöhnt hat, so ziemlich alle Gedichte Idyllen zu nennen, in denen in ruhiger Weise eine Liebesgeschichte oder Liebesepisode ausführlich vorgetragen und zum Abschluß gebracht wird.

Die „Königs-Idyllen“ zeigen Tennyson's seltene Begabung für dieses Genre von der allergünstigsten Seite. Vor allem die ehrwürdige Gestalt König Arthur's ist noch nie in solcher Vollendung ausgeführt worden. Aber auch die sündige Königin, der schöne, ritterliche Lancelot, die ver-

schmizte Intriguantin Vivien und nicht minder die übrigen Träger und Trägerinnen dieser Dichtung sind wie dem Leben unmittelbar nachgebildet. Denn obschon Tennyson mit gleicher Virtuosität das moderne Leben schildert wie dasjenige vergangener Jahrhunderte, und obschon er wie „Enoch Arden“ beweist, sich auch auf die schmuckloseste Darstellung einer Begebenheit aus dem Alltagsleben des Volks einlassen darf, so verfügt er doch über Töne und Farben, welche vor allem den Ritterzeiten vortrefflich stehen.

Mehr im Balladenton gehalten sind die Gedichte „Die Dame von Shalott“, „Orianna“ und „Godiva“, letzteres die Sage von der schönen Godiva erzählend, welche aus Liebe zu dem hungrenden Volk die Bedingung ihres rohen Eheherrn erfüllt und nackten Leibes am hellen Tage durch die Stadt Coventry reitet. — Modernes und Sagenhaftes verknüpft „Der Traum am Tage“, welcher in huldigend zierlicher Weise Lady Flora, die nach Tische eingenickt war, von den phantastischen Dingen unterhält, die dem Dichter, wäh-

rend er sie so in ihrem Schloßerker träumen sah, durch den Kopf zogen. Es kommt dabei die ganze Sage von dem eingeschlossenen Jagdschlosse zur Vorführung, und aus allerlei Ergänzungen — denn Lady Flora versteht nichts halb Ausgesprochenes — entpuppt sich schließlich ein gar anmutig angebrachtes Liebesbekennniß. Dies Gedicht giebt eine recht anschauliche Probe von der künstlichen und zugleich künstlerischen Art, wie Tennyson seine Gegenstände einzurahmen vermag.

Wenn der Dichter sich hier in der ganzen brillanten Festpracht eines Paul Veronese zeigt, so möchte man andere seiner Bilder mit den Gemälden Ribeira's vergleichen. Das herbvorragendste in dieser Gattung ist „Saint-Simeon Stylites“, das mit den Worten des auf der Säule lebenden Büßers anhebt:

Ob schon der niedrigste von allen Menschen,
Vom Scheitel bis zur Sohle nichts als Sünde,
Untüchtig so für hier wie für da oben,
Raum für den Teufel tauglich, toll vom Lästern,
Will dennoch ich nicht von der Hoffnung lassen

Der Heiligung, will dennoch rufen, trauern
Und schluchzen ich und mit Gebet bestürmen
Des Himmels Thore: Herr, erbarm' dich meiner,
Erbarme dich und nimm die Sünde von mir.

Mehr im Volkston gehalten und mit einer gewissen Possirlichkeit ausgestattet, ist daß in England beliebte Gedicht „Die Gans“, dessen erste Verse etwa wie folgt lauten:

Ich kannt' ein elend altes Weib,
Zerlumpt, verborrt und grindig,
Bei der pocht' einsj ein Fremdling an,
Das Wetter war just windig.

Im Arme hießt er eine Gans
Und redete bedächtig:
Hier nimm die Gans und halt' dich warm,
's ist draußen kalt und nächtig.

Sie faßt die Gans bei einem Bein —
Wer macht sich viel Beschwerde? —
Da fiel ein glänzend goldnes Ei
Mit Klappern auf die Erde.

Natürlich läßt die Alte sich's nun allzuwohl sein, wird üppig und feist, aber ihrer Natur nach

um nichts besser und so, als sie endlich auch der Gans übel zusezt und dem guten Thiere das Gackern legen will, kommt der Fremde wieder und holt die Gans fort. Wie das ihr bekommt, ist mit ergötzlichem Grausen ausgeführt, und die Wirkung des Gedichts hat etwas von der gesunden Herbheit eines altdeutschen Todtentanzes.

Oft genannt und von nachweisbarem Einfluß auf eine ganze Reihe Gedichte mit orientalischer Färbung ist die umfangreiche Dichtung „Die Lotos-Esser“, eine Schiffbruch-Episode höchst verzauberten Colorits, indem die Mannschaft eines sturmverschlagenen Schiffs unter sanfte Insulaner gerath, welche einzig von der Frucht der Lotospflanze leben und die Gestrandeten zu derselben halb herauschenden Kost bekehren, bis denselben in mühelosem Dahinträumen und unter dem ewigen Blau des glücklichsten Himmels die nordisch-strebsame Auffassung des Menschenlebens völlig abhanden kommt und alles rings um sie her in einem Zwielicht von Genüß und Wunschlosigkeit verdämmert.

Dieses Gedicht hat, möchte man sagen, einen wirklichen Opiumduft. Man fühlt sich wie selbst mit verzaubert und berauscht.

Als weitabliegend von allen bisherigen Stoffen sind endlich noch zwei Gedichte zu berücksichtigen, das eine „Oenone“, das andere „Ulysses“ bezeichnet und beide eigenartig genug. Oenone, die frühere Geliebte des Paris, flagt ihrer Mutter, wie Paris ihr durch die Einmischungen der Götterinnen entfremdet sei, und beschreibt bei dieser Gelegenheit den ganzen Vorgang mit dem Preisapfel. Das Gedicht „Ulysses“ lehrt dem ungeduldigen Unmuth des „göttlichen Dulders“ Worte, indem nach dem langen Abenteuerer-Leben die Rast daheim „bei dem alternden Weibe“ ihm drückend wird und er seine alten Gefährten zu neuen Weltfahrten aufruft. Die Idee, Ulysses zu einer Art von Columbus zu machen, ist jedenfalls fruchtbar, wie wenig sie auch aus dem Geist der großen Dichtung Homer's herausgewachsen ist und wie sehr sie auch den eigentlichen Grundzug des Helden aufhebt: die Sehnsucht nach Weib und

Kind, um welcher Sehnsucht willen wir ihm gerade eine so warme Theilnahme schenken. Für Tennyson's moderne Empfindungsweise ist das Gedicht wie kaum ein anderes charakteristisch.

Am freiesten aber hat er dieser seiner Richtung auf das unmittelbar die Geister Beschäftigende in seinem Gedicht „Die Prinzessin“ die Zügel schießen lassen. Denn hier kommen in parodischer Weise diejenigen Fragen zur Sprache, welche diesseit und jenseit des Oceans zu Gunsten der Erweiterung der Frauenrechte aufgeworfen worden sind und die sich unlängst bekanntlich in Anträgen Stuart Mill's und Professor Fawcett's bis in's ehrbare Unterhaus Bahn gebrochen haben. Es hat — dies etwa der Inhalt des Gedichts — eine Fürstentochter, Prinzessin Ida, sich zur Erlöserin ihres ganzen Geschlechts aufgeworfen, und so ist ihr zur Durchführung ihrer großen Weltverbesserungspläne von ihrem Vater ein Bezirk zugewiesen worden, auf welchem sie, fern von allen Männern, eine Hochschule für das weibliche Geschlecht gegründet hat. Ihre eigene Er-

zieherin, die spinsterartige Lady Blanche, und eine jüngere Freundin, Lady Psyche, stehen ihr als Professoren zur Seite und die Sache prospe-
riert auf's beste. Aber die Prinzessin war als Kind einem Königsohn aus der Nachbarschaft verlobt worden. Dieser bringt mit zwei Freun-
den, alle drei als Mädchen verkleidet, in das Heilighum ein und bringt, da er bald erkannt wird, alles in Verwirrung. Nun soll er sterben,
wird aber, als sein Vater mit Heeresmacht her-
anzieht, freigegeben, und nachdem die nun auf
die Männer übergegangene Fehde durch ein blu-
tiges Turnier zum Ausstrag gebracht worden ist,
müssen die weiblichen Studenten sich zu Kranken-
pflegerdiensten herbeilassen, wo denn alles in
Liebe endet.

Wie man hiernach schon sieht, ist der Humor
der Situation nicht im entferntesten ausgebeutet
worden. Pope würde im Geschmack seines scur-
rilen „Weibes von Bath“ die Sache viel lusti-
ger tractirt haben. Swift hätte das Ganze im
Tone seiner „Petition der Göttin Minerva“ ab-

gethan und ohne Zweifel die Vacher, trotz aller Verstöße gegen die gute Sitte, auf seiner Seite gehabt. Die letztere aber ist die hohe Priesterin in dem Musenhaine Tennyson's, und so steht er seinem erotisch-drolligen Thema denn mit gebundenen Händen gegenüber.

Im Uebrigen ist auch dieses Gedicht voll poetischer Schönheiten und gar manche Stelle erweckt das lebhafteste Bedauern, daß dem gelungenen Einzelnen nicht das Ganze entspricht. Er selbst nennt es a medley — einen Mischmasch, und das ist es in der That, insofern es den Eindruck macht, als vermischt sich hier in gezwungener Weise Ernst und Scherz, so daß keine reine Wirkung herauskommt.

Eine Probe des Gedichts mag sich im Versmaße des Originals hier anschließen.

Bei Tagesanbruch kam die Pförtnerin
Der hohen Schule. Lilaarbne Kleider
Die Tracht der Akademiker, mit Gürteln
Bon Gold, sonst alles Seidenstoff, und seiden
Auch die Kapuzen d'r'an, — das bracht' sie uns.

Und als wir nun, wie Dämmerfalter prächtig,
So ausstaffirt, that sie uns knickend Meldung:
Prinzessin Ida warte unsrer.

Stracks

Marschirten wir, der erste ich, ihr nach
Durch einen Säulengang, den Lorbeer rings
Umgab, hinaus in einen Hofraum dann
Von lichtem Marmor; classische Reliefs
Die Frieze oben; weite, heitre Bögen
Von einem Pfeiler zu dem andern; Blumen
In großen Vasen zwischendurch. Die Musen
Und Grazien, zu dreien jede Gruppe,
Umstanden eine sprudelnde Fontaine.
Und hier und da auf des Gegitters Rand
Ein Buch, auch eine Lante wol.

Doch eilige

Vorüber ging's und dann sofort treppauf,
Bis wir im Saale angelangt.

Da saß

An einem Tisch voll Büchern und Papier,
Auf einem Thron, zu dessen beiden Seiten
Zwei zahme Leoparden ruhten, da
Sass die Prinzessin selber, eher weit
Vergleichbar einer Göttin, deren Heimath
Ein Lichtplanet in nächster Sonnennähe,
Als einer Erdgeborenen; solchen Ausdruck
Besaßen ihre Augen, solche Macht
Und Aumuth athmete ihr ganzes Wesen,

Bon den geschwungenen Brauen bis hinab
 Auf ihrer langen Hände zarte Spitzen,
 Ja, bis auf ihre Füße niederwärts.

Bon ihrem Sitz erhob sie sich und sprach:

„Wir heißen euch willkommen. Ruhm und Ehre
 Erwerbt ihr schon durch euren Eintritt euch,
 Die ersten Früchte die der Fremde pflückt.

Doch wird mit laut'rer Stimme noch die Nachwelt
 Eurer gedenken, und man wird euch jenseit
 Des Grabes jenen Edeln zugesellen,
 Die meinem Namen sich vermischt.

Doch wie?

Sind denn bei euch die Damen gar so groß? —

„Diejenigen vom Hofe?“ sprach Cyril. —

„Vom Hofe?“ gab zur Antwort sie, „da kennt
 Ihr wohl den Prinzen?“ Und von neuem Fener:

„Gewiß, und zwar als schönste Blume dieses

Jahrhunderts. Eure königliche Hoheit

Betet er an, als gäb's in aller Welt

Nur eine Rose, diese!“ — Aber sie

Versetzte: „Hätten wir doch kaum erwartet

In unserm eignen Schlosse solch ein leeres

Geschwätz zu hören, leichte Münze, wie sie

Nur unter Männern Cours hat, Flittertand

Von Complimenten. Eure Flucht hierher,

Aus eurer bücherlosen Wildniß, ließ

Auf Wissensdurft und Machtverlangen schließen,

Doch was ihr redet, zeigt euch noch als Kind.
Fürwahr, wir denken nicht an jenen.

Damals,

Als an dies große Werk die Hand wir legten,
Beschlossen wir, die Ehe abzuschwören.
Und ihr auch, werthe Damen, möchtet billig,
Da ihr hier einmal eingetreten seid,
Valet dem ganzen Possentreiben sagen,
Das uns zum Spielzeug macht der Männerwelt;
Auf daß dereinst, wenn es denn euer Wille,
Ihr, auf gerechter Wage abgewogen,
Eure Geschickte denen mögt vereinen,
Die jetzt sich noch für unsre Herren halten." —
Bei diesen großen Worten senkten wir
Die Blicke auf den Estrich, unsrer Lage
Ums nur zu sehr bewußt; ein Offizier —
Ein weiblicher — erhob sich dann und las
Uns die Statuten vor, sothauen Inhalts:
Drei Jahre lang wird nicht nach Haus geschrieben,
Drei Jahre lang geht's über dieser Freistatt
Grenzmarken nicht hinaus, drei Jahre lang
Spricht man mit keinem Mann, — und was dergleichen
Noch mehr war, alles unsrerseits sofort
Mit unsrer Unterschrift bestätigt. Darauf
Betraten wir den Lehrsaal. „Und nun sehet
Euch vor!" so sprach sie, „ihr seid grünes Holz.
Habt Acht, daß sich das grüne Holz nicht werfe.
Hier unsre Aula, unsre Marmorbilder,

Nicht solche, wie die Männer deren lieben,
 Schmeidige Odalisken oder Gözen
 Der Mode oder wilde Weiber, seien
 Von Osten oder Westen sie, nein, jene,
 Die dem Sabiner Herrscherlehren gab,
 Und jene andre, die um Babylon
 Wälle und Mauern zog; die schlacht-bewährte
 Karische Arthemis, und Rhodope,
 Von der die Pyramide Clelia
 Erbaut ward, dann auch noch Cornelia
 Sammt jener aus Palmyra, deren Obmacht
 Aurelian erlag, und dort mit Brauen
 Römischen Schwunges Agrippina. Weilet
 Bei diesen hier und streift ab, was immer
 Von früher euch noch anklebt, denn es adelt
 Der Anblick edler Formen das in uns,
 Was höher als die Sinne, sie, die Mittler
 Dieser Veredlung. O erhebt zum Höheru
 Eure Naturen, macheit unsre Ziele
 Zu euern, ringt nach Freiheit. Ist das Wissen,
 Vernehmit's, ihr Mädchen, doch hinsüro nicht mehr
 Ein Brunnen, der versiegelt daliegt — trinket,
 Trinkt tief, bis alles abstarb, das in euch
 Noch nach dem Sklaven schmeckt, des leeren Hirns
 Sündiges Beiwerk: Schmäh- und Schwätz- und Klatsch-
 sucht,
 Denn besser nicht sein, als nicht edel sein.

Und nun verlaßt uns, geht! Es wird euch heute,
 Euch und die neuen von der letzten Woche,
 Ein Vortrag Lady Psyche's feierlich
 Begrüßen; massenweise drängt es sich
 Heran und füllt den Bienenstock."

Sie sprach's

Und winkte uns: wir sei'n entlassen. So
 Begaben wir uns denn zu Lady Psyche.
 Als wir — quer über'n Hof ging unser Weg —
 Bei ihr nun eingetreten, sahen wir,
 Tauben vergleichbar, die auf einem Strohdach
 Früh morgens ihre weißen Kröpfe sonnen,
 In Reih' und Glied geduldig bei einander
 Die Schülerinnen sitzen. Eine selbst
 Stand hinter einem Pult von Altholz,
 Eine Brünette, feurig, wohlgebaut,
 Mit falkenart'gen Augen, diesseits, schien es,
 Der zwanzig noch. Zu ihrer Linken schlief
 Ihr Töchterchen Aglaia, kaum im zweiten
 April des Lebens erst, von glänzenden
 Gardinen überhängt, die oben fastig
 In einem Stern sich einten.

Lady Psyche,
 Nachdem wir uns gesetzt, warf einen Blick
 Nach unsrer Seite; und „s ist meine Schwester“,
 Gab Florian uns flüsternd zu verstehn,
 Doch lauter kaum als weiland in das Schilf
 Die Worte „Eselsohren“ einer raunte.

Und Cyril leise drauf: „Verwettert hübsch!“
 „O still doch“, brummte ich. Und sie begann.

Aus dem Vortrag der Lady Psyche hier noch
 eine Stelle, an welcher sich die Zuhörer Karl
 Vogt's erbauen mögen. Sie sagte:

Alles könnten

Sie lernen hier, was Weiber je gelernt,
 Und wenn es heiße: Weiberhirn sei kleiner
 Als Männerhirn, — das möge sie nicht schredden.
 Auch Männer geb' es ja mit kleinen Köpfen,
 Die ihren seien nicht die schlechtesten; häufig
 Ersetze Qualität die Quantität;
 Dann wisse man ja auch: gleichwie die Hand
 Durch die Hantierung wachse, so das Hirn;
 Sei wirklich Männerhirn gewicht'ger, nun,
 Dies sei der Grund; denn seine Stärke habe
 Von Anfang an der Mann gemisbraucht, um
 Den Vorsprung sich zu sichern. Freilich sei er
 Schon um Jahrtausende dadurch voraus,
 Doch reise ja das Weib in kürz'rer Zeit
 Als er, und habe auch ein läng'res Leben.

Wenn ich vorhin mit Bezug auf dieses Gedicht
 die Haltung Tennyson's zu denjenigen Swift's
 und Pop's in Gegensatz brachte, so möchte

ich hier doch sofort der Auffassung entgegentreten: die verrufene englische Brüderie bilde die sittliche Schranke Tennyson's und ihre behutsame Respectirung sei das Geheimniß seiner großen Beliebtheit. Ganz das Gegentheil ist der Fall und seine Popularität wurzelt zum großen Theil in seiner heredten Auflehnung gegen Standesvorurtheile, gegen falsche Sittengesetze, gegen den tugendhaften Schein. Statt einer Fülle von Ettaten, die fast aus jedem seiner größeren Gedichte mit Leichtigkeit zusammengetragen werden könnten, hier nur der berühmte vierdoppelte Fluch aus „Locksley's Hall“, durch die schnöde Schwäche eines Mädchens hervorgerufen, die sich von ihrem Vater bestimmen ließ, dem armen Geliebten um eines reichen Freiers willen ihr Wort zu brechen:

Fluch dem Aufwand, dem zu Liebe Jugendkraft verflümmernd siecht!

Fluch dem Lügenschein des Anstands, dem die Wahrheit unterliegt!

Fluch dem Formenwust, der sündhaft uns mit der Natur entzweit!

Fluch dem Gold, das jedem Narren Sch"rheit, Wit und Größe leiht!

Und nicht minder steht Tennyson, ob schon durch und durch religiös, der englischen Kirche gegenüber auf einem Standpunkt, der von demjenigen der Aristokratie denn doch scharf abweicht. Beweis dafür sind mehrere seiner eben diesem Thema gewidmeten Gedichte, unter andren das folgende, aus früher Zeit:

An J. M. R.

Mein Herz und Hosen sind mit dir — du wirst
 Ein Luther sein, ein Priesterkämpe, der
 Vom Tisch des Herrn die kirchlichen Harphen
 Verscheucht; — o, unsre staub'gen Kanzeldecken
 Benöth'gen deiner sehr; bist du doch nicht
 Ein Sabbath-Leierer, wie jene, die
 Aus wormzerfressnen Predigtbüchern stehlen;
 Sporet dich das Herz doch, feurig und energisch,
 Für deine Ueberzeugung einzutreten,
 Mit Stahl in Wort und That, verhaftet wie dir
 Das Summen ist der müden Kanzelbrohne,
 Das schier den halben lieben Gottesabbath
 Uns raubt, derweil der stumpe Küster drunten
 Endlos mit seiner Stirn das Betpult hämmert.
 So nimmer du! Von einem Thron, der hoch
 Im Himmel fußt, wirst Blitze in das Dunkel
 Du schleudern. Ich steh' hier und merk' auf dich.

Manches spätere Gedicht schlägt einen nicht minder rücksichtslosen Ton an. Das in dieser Richtung bezeichnendste möchte sein poetisches Sendschreiben an den Pfarrer F. D. Maurice sein, welcher mit der höchsten geistlichen Behörde in Conflict gerathen war und dem der Dichter eine Freistatt auf seinem Landsitz anbietet. Dieses Gedicht datirt vom Januar 1854; Tennyson war schon poeta laureatus und hätte also nach der in Deutschland verbreiteten Auffassung als solcher wohl die Pflicht gehabt, nach keiner Seite Aergerniß zu erregen. Von solcher Kammerherrentourneure hat jenes Sendschreiben aber nicht das mindeste. „Komm“, heißt es ungefähr darin, „komm, Pathe meines Jungen, komm zu uns; deine Gegenwart wird uns wie Sonnenschein im Winter erquicken. Denn du bist einer der wenigen Ehrlichen, welche dem Teufel selbst nichts schenken. Und darum, sollten auch 80,000 geistliche Conclusums über dich, Freund, ihr „Steinigt ihn!“ donnern, und sollten auch alle unsere Kirchenwächter vor Wuth schäu-

men, komm du getrost an meinen Heerd, komm du nach der Insel Wight, wo ich, fern von dem Lärm und Rauch der Stadt, dem Dämmerlicht zusehe, wie es meinen lässig gehaltene n Garten einhüllt, nahe dem Rande einer stattlichen Düne. Während der Mittagstafel wirst du kein böses Geschwätz hören, sondern bei einem Glase gesunden Weins werden wir verständige Gedanken austauschen, während draußen die Elster in den Fichten krächzt. Denn zur Rechten und zur Linken schützen uns Fichtengruppen gegen die Unbill des Sturmes. Dann haben wir aber auch den Ausblick auf den Kanal mit seinen ungeberdigen Winterwellen und auf manches Schiff unterhalb der milchweißen Klippen; auch auf Kriegsschiffe, wie sie langsam, stattlich langsam zwischen Licht und Schatten dahinziehen, und wir könnten, während wir ihnen nachschauen, über die Sünde des nordischen Kolosse disputiren, welche jetzt eben einen selbstsüchtigen Krieg heraufbeschworen hat, über die Aussichten desselben, über Zar und Sultan, über die ganz Europa bedrohende Kriegs-

gefahr, bis wir von diesen Gegenständen auf
Themata kämen, welche dem Menschen theuer sind,
weil sie Gott theuer sind: auf die Mittel, dem
knappen Aussfall der Ernte, dem Wohnungsmangel,
dem Verarmen des Volks zu begegnen, ebenso auf
das eigene Besser- und Tüchtiger-werden in dem
Maße, wie das Alter näher rückt. Komm also,
Freund, komm herüber; freilich, der Nasen ist noch
nebelfeucht oder, je nachdem, weiß von Winterreiß;
aber komme, wenn nicht schon jetzt, so wenigstens
im März, wenn Crocus, Anemonen und Veilchen
blühen; nur daß du überhaupt kommest, sei es jetzt
oder später, denn wenige sind uns so lieb wie du."

Es wird sich hier empfehlen auch Tennyson's
politische Richtung mit einigen Worten zu be-
rühren. Daß sein politischer Standpunkt weder
ganz links, noch ganz rechts zu suchen ist, geht
schon aus der dem Dichter gewordenen königli-
chen Auszeichnung hervor; daß es ihm nicht über-
haupt an einem politischen Standpunkt fehle, da-
für sorgt die politische Mündigkeit seiner Nation.
Uebrigens hat Tennyson sich nie in den Kampf

der Parteien gemischt, zum Glück nicht nur für ihn und seine Erfolge, sondern auch für die Freunde seiner Muse, da er solcherart, über dem Hader der Parteien stehend, nach keiner Seite hin den reinen Genuss seiner poetischen Spenden verkümmert hat. Wir werden nicht irren, wenn wir ihn in seinen politischen Anschaungen in Einklang mit denen des Prinzen Albert annehmen, dessen Richtung ja auf eine schrittweise, aber stetige Erweiterung der Volksfreiheit hinausging und auf die Förderung aller Mittel, welche die politische Reife auch der ärmeren Volksklassen entwickeln. Nicht nur Tennyson's Einleitung zu den „Königs-Idyllen“ lässt auf diese Uebereinstimmung mit dem Gemahl der Königin schließen; er hat auch in den wenigen seiner politischen Gedichte sich verständlich zu solchen Grundsätzen bekannt. So beginnt beispielsweise eins dieser Gedichte:

Ihr fragt, was mich bannt und hält,
Mich, Freudenlosen, hier, allwo
So selten wir der Sonne froh,
Herrn von des Südens gold'ner Welt?

Mich hält dies Land, weil es das Land
 Maßvoll vernünft'ger Freiheit ist;
 Wo kund zu thun im Recht du bist,
 Was du als richtig hast erkannt.

Und dann führt er aus, wie der Strom der Freiheit langsam und in ruhiger Entwicklung sein breites Bett mehr und mehr noch zu verbreitern habe und daß England ihm, dem Dichter, lieb sei, weil dort der Gedanke Zeit und Muße habe, diese Arbeit zu verrichten, ohne daß die rohe Gewalt sich hinein zu meugen wage. Sollte sich das einmal ändern, sollte die freie Meinungsäußerung in den Bann gelegt und das Recht des Individuum gebeugt werden — da — und wäre unter solcher Thiranrei der Ruhm Britanniens auch bis in die Wolken gewachsen und starrten auch alle Adern des Staatskörpers von goldenem Ueberfluß — „da treibe, du wilder Wind, mein Schiff aus dem heimischen Hafen hinaus, auf daß ich mich eines wärmeren Himmelstriches freuen möge und mit Augen schaue, bevor ich sterbe, die Palmen und Tempel des Südens!“

And I will see, before I die
 The palms and temples of the South.

Man sieht, er hat das Bedürfniß der Freiheit, aber er findet seine Lebensaufgabe auf einem andern Gebiete, als demjenigen eines thätigen politischen Parleiergreifens.

In dieser den Extremen abholden Richtung Tennyson's darf man übrigens wohl eine der Ursachen suchen, warum dieser Lieblingsdichter der Engländer uns so lange Jahre ein Fremder war. Wenn Shelley Englands Brüderie verhöhnt, wenn Byron Englands Krämergeist verspottet, so kirrt das unser Ohr und wir sind schon halbwegs zum Lauschen aufgelegt. Aber was gehen uns, die wir die politischen Mittelschattirungen des fremden Landes aus der Ferne kaum in ihrer Verschiedenheit zu erkennen vermögen, was gehen uns Neuerungen an, welche dem gemäßigtten Fortschritt das Wort reden? Der in die Ferne wirkende Ton wird immer vor Allem der Ton des Großartig-Gewaltsamen sein. Dahingegen ist Tennyson der großen Mehrheit seiner Nation

um so inniger verwandt, als er, schon von seinem ersten Auftreten an, diesen Grundsätzen des Maßhaltens anhing, Grundsätzen, zu denen sich so ziemlich allerorten immer die Mehrheit eines Volks bekannt hat. Getragen und gehoben erscheint diese Gesinnung aber bei Tennyson durch warme Vaterlandsliebe und schlichte Überzeugungstreue. Er gilt den Engländern für dasjenige, worauf man gerade in England einen sehr großen Nachdruck legt, für einen Charakter.

Bezeichnend für ihn nach dieser Seite hin ist sein Dankgedicht an Victoria bei Gelegenheit des ihm zuerkannten Dichterlorbeers.

„Mögen unsere Kinder vereinst sagen“, so mahnt er die Königin darin, „dass der Hof unserer Königin rein war und ihr Leben lauter; dass Gott ihr friedliche Tage schenkte; dass ihr Land Ruhe hatte; dass sie als Mutter, als Weib und als Königin tausend Ansprüche besaß auf allgemeine Verehrung; mögen sie sagen, dass sie von Rathgebern umgeben war, welche die rechte Zeit zur Erweiterung der Freiheit allemal zu

benußen wußten, damit ihr Thron, von der un-
bezwigbaren See umflutet, mehr und mehr auf
der breiten Basis des Volkswillens ruhe.“

Gewiß, man kann bei einer Veranlassung wie
diese nicht ernster in's Gewissen reden und nicht
weniger schmeicheln.

So erklärt sich denn auch die große Wirkung
vor Allem derjenigen Gedichte, welche nationale
Saiten anschlagen. Ich werde nie den Eindruck
vergessen, welchen eins seiner Gedichte auf ein
Concertauditorium in Jersey hervorbrachte. Es
war das den „Sechshundert von der leichten Bri-
gade“ gewidmete Gedicht, welches Häuslein im
Krimkriege, wie man sich erinnern wird, durch
einen kopflosen General in die Mitte der russi-
schen Stellung hineingejagt wurde und fast ganz
zu Grunde ging. Ein irischer Sergeant trug
das Gedicht vor. Das Publicum bestand zumeist
aus Personen jener normannischen Jersey-Bevöl-
kerung, die sich noch kaum des Französischen ent-
wöhnt hat. Und doch blieb kaum ein Auge tro-

cken und Feder flammte vor nationaler Begeisterung.

Eins derjenigen Gedichte aber, in welchen Tennyson am nachdrücklichsten zu der ganzen Nation als Mahner geredet hat, ist die Ode auf Wellington's Tod. Sie ist als Kunstwerk betrachtet vielleicht wieder etwas zu lang, dafür strömt sie aber voll aus dem Herzen. Ich überseze hier diejenige Stelle, in welcher Tennyson die Fahne der Pflicht in ihrer vollen strengen Majestät entrollt:

Nicht einmal oder zweimal nur ward hier
Zu Lande — die Geschichte unsrer Inseln
Verbürgts — der Pfad der Pflicht zugleich zum Weg
Des Ruhm's. Wer jenen wandelt, einzig nur
Das Rechte wollend, frei von Selbstsucht, er
Wird vor dem Ende seiner Laufbahn noch
Die rauhe Distel sich in leichtem Purpur
Entfalten sehen, allen Gartenufern
Ringsum in ihrer Wollust zur Besänftigung.
Nicht einmal oder zweimal nur ward hier
Zu Land der Pfad der Pflicht zum Weg des Ruhms.
Wer ihr, der Pflicht, allein gehorsam, rastlos
Mit Herz und Hand und Fuß ihr nachstrebt, immer

Dem fernen Lichte nach, das von dem Ende
 Des langen Höhlwegs ihm entgegenwinkt,
 Dem wird es tagen, daß der Pfad der Pflicht
 zwar über rauhe Felsen, doch auch wirklich
 Bis auf das glänzend gold'ne Hochland führt,
 Des Mond und Sonne unser Herrgott selbst ist.
 So strebte er; sein Tagwerk ist gethan.

Mag denn, so lang nur immer Nationen
 Im Wettkampf, mag sein großes Beispiel denn
 Wie ein Kolosz weit, weithin sichtbar bastehn,
 Ein Vorbild festen Sinnes dem Soldaten,
 Dem Staatsmann eins der Unbestechlichkeit;
 Bis überall, wo man Geschichte schreibt,
 Der Pfad der Pflicht, der Weg des Ruhmes werde.
 Und mag das Land, von dessen Haus und Herd
 Der Knechtschaft Schimpf er fern hielt, wenn es Feste
 Und freudige Ereignisse mit Spielen
 Begeht, mit Pomp und Lichtglanz in den Straßen,
 Mag stets von neuem es des immer treuen,
 Des eisenharten Führers Ruhm verklünen,
 Mit Preis und Ehre, Ehre, Ehre, Ehre,
 Mit Preis und ew'ger Ehre seinem Namen!

Ich glaube meiner Charakteristik Alfred Tennyson's hier eine Grenze setzen zu dürfen. Des Guten, was er bietet, ist so viel, daß seine Mängel nicht dagegen in's Gewicht fallen. Ihnen mäkelnd nachzuspüren, wird aber gewiß vor Allem demje-

nigen erlassen werden, welcher den fremden Meister zu übersezzen versucht. Denn wie mancher Zauber des Originals gelangt in solch' neuem Sprachkleide nur unvollkommen zur Geltung! Mag Tennyson selbst denn hier das letzte Wort haben, indem ich mit der berühmten Einleitung zu seinen Königsidyllen schließe, dem Nachrufe an unsern Landsmann, den Prinzen Albert:

Ihm, dem Verklärten, — denn er hielt euch werth,
Vielleicht weil etwas wie sein eigen Abbild
Er, ohne es zu wissen, in euch fand, —
Ihm widm' ich euch, ihm opfr' ich euch mit Thränen,
Idyllen.

Und, fürwahr, er deutet mir kaum
Ein Andrer als mein idealer Ritter,
„Der vor der Stimme seines Innern sich
Gebeugt, als sei's vor seinem König; einzig
Sein Ehrgeiz: Menschenrecht gut zu machen;
Der nie Verläumding sprach, noch ihr sein Ohr ließ;
Der Eine nur hienieden liebte, treu
Anhangend ihr“ — ja ihr, durch deren Reiche
Die Kunde seines Todes, mit der Botschaft
Drohenden Kriegs zusammentreffend, weithin
Bis an die fernste Insel, wie der Schatten
Dahinzog einer Sonnenfinsterniß,

Die Welt verbunkeln'd. Er ist uns geraubt,
 Er ist nicht mehr, — doch kennen wir ihn jetzt,
 Und all' der kleinlich enge Reid verstimmt;
 Wir sehen, wie er seinen Weg gewandelt,
 Mit welch' erhabenem Sichunterordnen,
 Wie freundlich, mäßvoll, hochgebildet, weise,
 In welchen Schranken und wie voller Zartheit;
 Wir sehn ihn, wie er, vom Parteientreiben
 Abseits sich haltend, seine hohe Stellung
 Nie gleichsam als das Stänglein hat gemißbraucht,
 Auf welchem sich beschwingter Ehrgeiz wiegt,
 Noch auch als Vorwand eitler Lustbarkeiten.
 Nein, alle diese langen Jahre trug er
 Die Lilie makellosen Lebenswandels,
 Trug er sie unbestritten, ob auch tausend
 Unwürd'ge ihn umspähten, trug er sie
 Inmitten jenes scharfen Lichtes, welches
 Den Thronen eigen ist und das die Flecken
 Nur mehr noch schwärzt. Denn wer getraut sich's doch
 Ein lieblich'res, ein fleckenlos'res Leben
 Für einen einz'gen Sohn sich auszumalen?
 Kann England je für seine Söhne mehr
 Erhoffen nur als einen Theil der Erbschaft
 Solch' eines Lebens und Gemüths, wie deins?
 Du ed'ler Vater seiner künft'gen Fürsten,
 Du treuer Arbeiter für seine Armen
 Und für sein Volk — du Wecker hellen Klangs
 Im goldnen Frühroth eines vollern Tages,

Du klar in's Ferne Blickender, der du
 Den Krieg und sein Gelichter auf den Kampfplatz
 Des Friedens ludest, wo dem Fleiß der Preis winkt;
 Du Holdbegabter, von den sanften Strahlen
 Der schönen Wissenschaften mild umspielt,
 Werth dem Gebiet der Forschung, werth den Künsten,
 Werth deinem Land und unserm, ja ein Prinz,
 Der über allen Titelwürden steht,
 Und der im Mund des Volkes nun und immer
 Den Namen tragen wird — Albert der Gute:

Brich nicht, o Frauenherz, nein, halte aus;
 Brich nicht, denn du bist königlich, halt' aus;
 Gedenk' an alle Schönheit jenes Sterns,
 Der dir so nahe strahlte, daß ihr zwei
 Ein Licht schient, aber dann erlosch und einsam
 Den Glanz der Krone ließ.

All' seine Liebe,
 Unsichtbar, doch gefühlt, beschattet dich,
 All' deiner Söhne Lieb' umfange dich,
 All' deiner Töchter Lieb' erquicke dich,
 All' deines Volkes Liebe tröste dich,
 Bis Gottes Liebe dich ihm neu gesellt.

Bei Hermann Grüning in Hamburg sind ferner erschienen:

- Tennyson, Alfred; Enoch Arden. Aus dem Englischen von Robert Waldmüller-Duboc. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung. Dritte Aufl. Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. mit Goldschnitt. 12 Sgr.
- Enoch Arden und Godiva. Metrisch übertragen von Dr. H. A. Feldmann. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 15 Sgr.
- Aylmer's Feld. Aus dem Englischen übertragen von Dr. H. A. Feldmann. Mit einem Vorworte von Em. Geibel. Miniatur-Ausgabe. Eleg. gebunden mit Goldschnitt. 15 Sgr.

David Asher sagt von letzterer Dichtung in den Blättern für Literatur, Unterhaltung u. d. c.: "Aylmer's Feld" ist eine erschütternde hochtragische Erzählung, die als Strafpredigt gegen den Gözendiffendienst, der mit dem Mammon getrieben wird, nach unterm Daßurbalten eine der wichtigsten sozialen Fragen behandelt. Der ganze Zauber Ton Tennyson'scher Poesie ist über diese Erzählung erlossen; keine Härte stört den melodischen Fluss oder verunkrautet das Ebenmaß dieser schwungvollen Verse, und die bilderreiche Sprache ist von einem Schliff, der fast alles von ihm bisher in dieser Beziehung Geleistete übertrefft. Und so wollen auch wir diese Verdentschung mit Geibel dem deutschen Leser empfehlen und ihm versichern, daß er ihr "manche gemüthreiche Stunde verdanken" werde.

Gallois, Dr., Hamburgische Chronik von den ältesten Zeiten bis auf die Jetzzeit. 5 Bände. 4 Thlr.

Inhalt: I. Von der Gründung der Stadt bis 1520 (525 S.). Einzel 1 Thlr. — Von 1521—1617 (746 S.). Einzel $1\frac{1}{4}$ Thlr. — Von 1618 bis 1712 (896 S.). Einzel $1\frac{1}{4}$ Thlr. — Von 1712—1842 (987 S.) Einzel $1\frac{1}{4}$ Thlr. — Von 1843—1860 mit 8 lithograph. Karten (wovon 3 in Buntdruck und 2 colorirt (695 S.). $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Grüning, Dr. Eduard, Friedrich Barbarossa. In epischen Bildern. Dritte Auflage. Volksausgabe. Geb. 1 Thlr.

Bei Hermann Grüning in Hamburg sind ferner erschienen:

Nöhring, Johannes, 24 Statuen des Vaticanischen und Capitoliniischen Museums in Rom und der Ufficien in Florenz. Nach den Originalen photographirt. Mit erläuternden Text von einem deutschen Archäologen in Rom. 24 Blatt Photographien (Größe 12 + 16") auf lithograph. Carton und 26 Blatt Text. Eleg. cartonnirt. 30 Thlr.

Der bekannte Kunstkritiker der Leipziger Illustrirten Zeitung sagt hierüber u. a. in Nr. 1380 dieser Zeitschrift:

— — Einen glänzenden Beleg der ausnehmenden Fähigkeit der Photographie zur Wiedergabe plastischer Marmorwerke gibt das oben angeführte Werk, das 24 der bedeutendsten antiken Bildwerke uns mit gleicher Treue und Feinheit in Nuancirung der leisesten Eigenthümlichkeiten wiedergiebt.

Vor allem ist anzuerkennen, daß bei sämtlichen Kunstwerken immer die charakteristischste und prägnanteste Seite zur Aufnahme gewählt worden ist. Obgleich es auf keine systematisch angelegte Sammlung abgesehen sein könnte, so hat man doch in der Anordnung des Ganzen mit Recht die kunsthistorische Folge beobachtet, sodaz das Ganze eine wenn auch nicht vollständige, doch ebenso unterrichtende als anziehende und das Schönheitsgefühl bildende anschauliche Darstellung der Entwicklung der antiken plastischen Künste liefert.

Noch möchten wir der beigegebenen Erläuterungen nicht vergessen, die, obwohl höchst anspruchslos auftretend, doch in passender Weise das zusammen fassen, was sich etwa als sicherer Gewinn der namentlich in der letzten Zeit regen wissenschaftlichen Forschung zu ergeben schien, ohne allerdings abweichende Meinungen unterdrücken zu wollen.

Siechmann, E. H., Wandkarte des Hamburger Gebiets nebst Umgebung. Nach den besten Quellen entworfen und gezeichnet. Maßstab 1:30,000. Sechs Blätter in lithogr. Farbendruck. Zweite Aufl. 6 Thlr.

— Historisch-topographische Beschreibung der Umgegend von Hamburg. Zugleich als Leitsaden für den Unterricht in der Heimatkunde und als Begleitworte zur Karte. 144 S. Eleg. geh. 10 Sgr.

Bei Hermann Grüning in Hamburg sind ferner erschienen:

Wedde, Johannes, Lieder eines Patreyka. Zweite mit Erläuterungen vermehrte Auflage. 145 S. gr. 8. Elegant gebunden 1 Thlr.

(Die Lieder eines Patreyka sind auch ohne Erläuterungen zu 15 Sgr. zu haben).

Aus dem Inhalt: An J. V. Scheffel. An K. Simrock. An Victor Constant. An G. Gerinus. An D. Strauß. An R. Rothe. Den Kämmerlingen der Königin Germania. Den Schmollauten. Den Smithiten. Den Lassalleanern. Den Schopenhauerianern. Den Spiritualisten. Den Materialisten. Den gegenwärtigen Könige von Preußen &c.

Dr. Fr. Kreyßig sagt im „Salon“ (1869, Bd. III) u. a.: Dieser Patreyka ist weder auf den Mund, noch auf den Kopf gefallen. Er löst ihn ritterlich ein, seinen Wahlspruch: „Meine Zunge faule, wenn sie je am Nein verzagt.“ Wie eine Windbraut fährt sein Lied über den Glitterkram der Zeit hin, erbarmungslos fortwirbelnd oder doch hudeind und zersauend, was ihm in den Weg kommt.

Bolz, Max, Die natürliche Religion in neuer Auflage.
200 S. gr. 8. Eleg. geh. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Inhalt: Der Rationalismus: Die Religion des Gewissens. Die Mystik: Die Religion des Gefühls. Die Kirche und ihr Ende.

— **Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart.**
145 S. gr. 8. Elegant geh. 20 Sgr.

Inhalt: 1) Phälisterei und Idealismus. 2) Von der Henschelheit. 3) Die Paradoxie des Glaubens. 4) Frömmigkeit und Freiheit. 5) Die Weltgefechte und die Religion. 6) Das Leiden und die Menschheit. 7) Die Verantwortlichkeit der Bildung. 8) Die Nachfolge Christi und der Leser der Gegenwart.

Beide Schriften geben auf den Kern der ganzen Zeitsfragen auf's Bestimmteste ein und zeigen eine gedankenvolle, von allem speculativen Schulzwang freie Erfassung der kämpfenden Gegenseite. An geistiger Schärfe fehlt es beiden Schriften nicht, trotz der milden Objectivität, mit der sie über alle einzelnen Standpunkte der allgemeinen Bewegung oder vielmehr „Bereitung“ schwelen und mit der sie jedem dieser Standpunkte gerecht werden. Barcke, „Literar. Centralblatt“, Gottschall, „Blätter für literarische Unterhaltung“, die „Europa“ und viele andere Journale haben eingehende und günstige Besprechungen gebracht.

Bei Hermann Grüning in Hamburg sind ferner erschienen:

Koppmann, Dr. Karl, Die mittelalterlichen Geschichtsquellen in Bezug auf Hamburg. Drei öffentliche Vorträge. 64 S. gr. 8. geh. 10 Sgr.

— Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt Hamburg und ihres Gebietes. Erster Beitrag: Der Billwärder Ausschlag. Mit Benutzung von archivalischen Quellen und mit urkundlichen Beilagen. 39 S. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Zweiter Beitrag: Zur Geschichte des Rechts und der Verfassung in Hamburg. 82 S. gr. 8. geh.

— Kämmerei-Rechnungen der Stadt Hamburg von 1350 bis 1562. Herausgegeben auf Veranlassung des Vereins für Hamburgische Geschichte. I. Band 1350—1400. 590 S. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Die Kämmerei-Rechnungen werden in 3 Bänden erscheinen. Jeder ist etwa zu 30 Bogen in gr. 8° berechnet und wird außer dem Text genane Register und Glossare, sowie auch eine ausführliche Einleitung enthalten. Der zweite wird bis 1500 reichen und der dritte mit dem Jahre 1562 das Ganze zum Abschluß bringen. Der zweite Band erscheint im Herbst 1870. Eine Namenliste der Subskribenten wird dem dritten Bande beigegeben.

Voigt, Dr. J. F., Geschichtliches über die Gärten um Hamburg. 46 S. 8. Zweite Aufl. Elegant geh. 7½ Sgr.

— Ueber den Fischereibetrieb auf der Unter-Elbe. 27 S. gr. 8. Elegant geh. 6 Sgr.

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

